

Noch einmal Ostpreußen und zurück

Eine Scheer-Reise nach Nordostpreußen vom 14. August bis 22. August 2018

Erzählt von Käthe Tober geb. Baltruschat

Nach der letzten Reise im vergangenen Jahr, 2017, sollte endlich Schluß sein mit den Fahrten nach Ostpreußen. Seit einigen Jahrzehnten, zwischen 1982 und 2017, besuchte ich mit meinem Mann, meiner Schwester und auch mit näheren Verwandten in längeren und kürzeren Jahresabschnitten nach dem verheerenden, grausamen 2. Weltkrieg unsere verlorenen deutschen Ostgebiete, Ostpreußen, Westpreußen, das Memelland, die nun zu Rußland, Polen und Litauen gehören. Zuerst erlebten wir schmerzhafteste Reisen, weil wir die verlorene Heimat geschunden und zum größten Teil zerstört vorfanden. Später begegneten wir freundlichen Menschen, die auch aus ihren angestammten Orten in das für sie fremde Land umgesiedelt worden waren. Immer wieder kehrten wir mit Trauer um das für uns verlorene Heimatland mit einem Stich im Herzen nach Flensburg zurück, wo wir nach der Flucht gestrandet sind.

Alle meine lieben Angehörigen leben inzwischen nicht mehr. Trotzdem machte ich alleine noch viele schöne Reisen in mein geliebtes Heimatland und Geburtsstadt Ebenrode. Ich empfand nach all den schmerzhaften, früheren Empfindungen jetzt Freude und Glück in meine Heimat zurückzukehren. Im Alter werden Reisen anstrengender, beschwerlicher. Die Gesundheit verbietet so mancherlei Rücksichtnahme. Der Körper verkräftet die Strapazen nicht mehr, das Laufen fällt schwer, und noch andere Beschwerden behindern das notwendige Wohlbefinden. Auf Reisen muß ich fit und belastbar sein, ist immer meine Ansicht gewesen. Das Herz denkt aber anders als der Kopf. Insgeheim wandern meine Gedanken nach Ostpreußen, sehen den hohen Himmel, die Wälder in Rominten, die glitzernden Seen Masurens, meine Heimatstadt Ebenrode taucht auf. Ich denke an die Leute dort, die ich kennengelernt habe, die mir inzwischen lieb geworden sind. Mich macht es trotz aller Vernunft traurig, alledem Lebewohl sagen zu müssen.

Irgendwann rief Brigitte Schröder, eine alte ostpreußische Freundin aus Schwerin an und fragte, wollen wir gemeinsam noch einmal nach Ostpreußen fahren? Ich kenne mich dort gut aus, könne ihr viel zeigen und erzählen, lockte sie überschwänglich. Ich wehrte ab mit allerlei Bedenken. Die Möglichkeiten dorthin zu reisen wären gering, sich einer Reisegesellschaft anzuschließen käme nicht infrage. Von anderen früheren Fahrten wußten wir, die Veranstalter steuern stets die gleichen Ziele an, die wir zur Genüge kennen. Neue Routen und Sehenswürdigkeiten gibt es nicht, oder aus Zeitgründen werden lohnende Orte gar nicht erst angefahren und ausgelassen.

Durch dieses Gespräch geisterte Ostpreußen unbewußt durch Herz und Seele. Wollte ich wirklich nie wieder die Heimat sehen? Durch Zufall erfuhr ich von einer kleinen Firma nahe Hamburg, einem Russen, der Fahrgäste nach Königsberg bringt. Sollte durch diesen Mann die Möglichkeit bestehen, noch einmal nach Ostpreußen zu fahren? Auf einmal war die Lust auf Reisen zu gehen wieder da. Pläne zu schmieden, eine geeignete Route zu finden, Neues aufzuspüren.

Trotz meiner Bedenken setzte ich mich mit Herrn Z. in Verbindung, selbst Frau Schröder begeistere ich für diese Idee. Nach einigen Telefonaten und Absprachen war Herr Z. bereit, die gewünschte, vorgegebene Fahrt mit uns durchzuführen. Allerdings bat er sich aus, den Termin nach seinem Kalender zu bestimmen. Kein Problem, als Rentner stünden wir jederzeit bereit, freuten uns voller Erwartung und Ungeduld. Der Ostpreußenreise der besonderen Art stand nichts mehr im Wege.

Leider warteten wir vergebens auf Termin und Zustimmung von Herrn Z., er meldete sich nicht mehr. Was auch immer der Grund gewesen sein mag, ich weiß es nicht! Schade! Diese Reise ist geplatzt. Jede plausible Absage hätte ich akzeptiert, aber keinen Bescheid zu geben, ist unfair! Damit endeten alle Hoffnungen auf ein Wiedersehen mit dem geliebten Heimatland.

Wochen später, die Hitze flirtete, rief Herr Scheer aus Wuppertal an und fragte, ob ich Lust hätte, mit ihm nach Ostpreußen zu fahren. Nur wenige Leute seien bis jetzt angemeldet aus drei Reiseangeboten. Aus Altersgründen gibt es kaum Mitfahrer, die Sehnsucht nach der Heimat verspürten. Außerdem werde die Fahrt vom 14. bis 22. August 2018 wohl seine letzte dieser Art nach Nordostpreußen, Oblast Kaliningrad sein. Auch habe er Frau Heinacher versprochen, die letzten Hilfsgüter mitzunehmen. Nicht schon wieder diese Angebote, ging es mir durch den Kopf, Ostpreußen ist für mich passe!

Trotzdem rief ich Schröders an, ihnen Herrn Scheers Angebot mitzuteilen. Aus bekannten Gründen lehnten sie später ab. Wieder und wieder las ich Scherrs Reiseverlauf im Prospekt durch. Das waren doch die Orte und Stätten, die ich mir immer gewünscht hatte, wiederzusehen! Plötzlich stand mein Entschluß fest, diese Möglichkeit, Ostpreußen zu erfahren, durfte ich mir nicht entgehen lassen, auch wenn es mich Kraft und Mühe kosten würde. Entschlossen meldete ich mich für diese Reise bei Herrn Scheer an, schickte ihm meinen noch gültigen Pass zur Visabeschaffung zu. Mein Weg nach Ostpreußen begann.

Am Dienstag, dem 14. August 2018, machte ich mich mit dem Taxi in aller Frühe auf den Weg zum Flensburger Bahnhof, um mit dem Zug über Hamburg nach Hannover zu fahren, dem Einstiegsort am ZOB in den Scheerbus nach Ostpreußen. Zeitig erreichte ich Hannover, quälte mich durch die Menschenmenge in der Bahnhofshalle zum ZOB, der gleich hinter dem Bahnhof liegt. So viel Hast und Geschäftigkeit von unterschiedlichen Menschen, der ohrenbetäubende Lärm dazu, waren mir unheimlich. Vorsicht schien mir geboten, zu meiner eigenen Sicherheit. Am ZOB hielt ich Ausschau nach Mitreisenden. Wie aber sollte ich hier in dem Gewimmel von Menschen und Bussen, gleichgesinnte Leute erkennen? Auf gut Glück sprach ich eine ältere, schlichte, sehr dezente Dame an, tatsächlich, sie wartete auch auf den Scheer-Bus.

Mit nur wenig Verspätung, unübersehbar, rollte der mir bekannte Bus mit dem großen Elch und Scheer“-Schriftzug in blau auf weißem Grund, an einen der Bahnsteige. Schnell sammelten sich aus verschiedenen Richtungen 10 bis 12 Leute am Scheer-Bus. Ein bißchen Hektik entstand, Koffer blockierten den Platz, Gedränge. In aller Ruhe stieg Herr Scheer lächelnd aus dem Bus, grüßte kurz und gab seine Anweisungen. Erst wurde das Gepäck verstaut, dann sollten die Leute einsteigen, Platzverteilung sei später, um Zeit zu sparen, denn die Busparkplätze mußten so schnell als möglich geräumt werden. Unter Gelächter, ein wenig Rücksichtnahme, ebenso Geschubse mit dem Handgepäck und ein wenig Ratlosigkeit nahmen alle Platz. Später durfte jeder eine ganze Bank für sich belegen, denn für diese bevorstehende Ostpreußenreise hatten sich nur 19 Personen gemeldet. Ich durfte die zweite Bank hinter dem Fahrer, Herrn Scheer, einnehmen. Zu meiner Freude strahlte mich Frau Helga Wohlgemuth aus Bielefeld auf der gegenüber liegenden Bank an. Wir umarmten uns herzlich. Ich wußte zwar, daß ich sie im Bus treffe, aber als ich diese kleine, quirlige, so liebenswerte Frau vor mir sah, ging mir das Herz auf. Sie verkörpert die Mentalität der Ostpreußen, ehrlich, gradlinig, verlässlich. Sie hat das Herz auf dem rechten Fleck, bleibt niemanden eine Antwort schuldig und vertraut nur Leuten, die sie mag. Ich kannte Frau Wohlgemuth von einer anderen Ostpreußenreise und wußte, wir würden viel Spaß miteinander haben und viel ostpreußisch schabbern und plachandern.

Zügig lenkte Herr Scheer seinen Bus durch den enorm dichten Großstadtverkehr Hannovers zu den Ausfallstraßen. Er nahm die Straße, oder war das bereits die Autobahn Richtung Helmstedt, der früheren innerdeutschen DDR-Grenze. Weite Landschaften breiteten sich vor uns aus. Die abgeernteten Felder wirkten trist bei sonst strahlendem Sonnenschein. Wir querten die für dieses Gebiet so wichtigen, künstlichen Wasserstraßen, den Mittellandkanal sowie den Elbe-Seitenkanal. Vereinzelt noch vorhandene Absperrungen und Schneisen im Wald, ebenso verlassene Wachtürme zeigten an, wir nähern uns dem ehemaligen DDR-Grenzübergang Marienborn, der damals hoch gesichert war. Zwei Mitreisende stiegen dazu, die anderen hatten Gelegenheit, sich die Beine zu vertreten. Eine Besonderheit gab es noch in Marienborn, das weitläufige Zufahrtsstraßensystem zu den noch im Original erhaltenen Kontrollbaracken standen als Mahnmal und Denkmal für Besucher zur Verfügung. Selbst die häßliche, mit Streben zusammengehaltene Überdachung schützte noch die anderen hölzernen Kontrollhäuschen. Schaudern empfand ich beim Anblick dieser Stätte der Willkür. Weiter ging die Fahrt!

Das helle Band der Autobahn schlängelte sich über Hügel, Wälder und romantische Ausblicke. Wir überquerten die Elbe bei Magdeburg und bewunderten die herrliche Gegend um die Stadt, die Magdeburger Börde. Einst, hier an der Elbe, befand sich die Querung der Reichsstraße 1 zwischen Aachen und Eydtkuhnen. Nach einer Pause lag noch ein weiter Weg vor uns, bei Frankfurt/Oder wollten wir die deutsch-polnische Grenze passieren. Schlagartig änderte sich das Bild. Auf der Gegenfahrbahn, von Frankfurt/Oder kommend, reihten sich Lkw-Autoschlangen kilometerweit. Stoßstange an Stoßstange blockierten die Lastwagen sämtlichen Verkehr, teilweise herrschte Stillstand. Wahnsinn! Was mochten diese Lkw wohl alles nach Deutschland transportieren? Eins bestätigten diese Kolonnen, die Wirtschaft zwischen Polen und Deutschland funktioniert.

Nicht nur die Lastwagen faszinierten uns, sondern auch die schönen alten, rotschimmernden Kiefernwälder, die die Autobahn von Fürstenwalde bis weit hinter Berlin begleiteten. Weil in der Gegend früher viel Militär stationiert war, es muß ein legendärer Ort gewesen sein, heißt heute ein gewisser Abschnitt „Autobahn der Freiheit“ - Schilder weisen darauf hin. Auch Straßenbauarbeiten behinderten den

Verkehrsfluß. Dadurch erreichten wir später als gedacht Frankfurt/Oder. Die alten Kontrollgebäude gibt es noch, ein paar Zöllner liefen umher, aber niemand wurde bei der freien Grenzdurchfahrt aufgehalten.

Es ging auf den Abend zu, bis zur ersten Übernachtung bei Posen stand uns noch ein weiter Weg bevor, da verkündete Herr Scheer, wir machen die Übernachtung im nahegelegenen Hotel „Nevada“ in Pozizadolo, gleich hier an der Landstraße. Der erste Eindruck dieses Hotels überraschte, ein riesiger Pyramidenbau bildete den Mittelpunkt zu den langgestreckten Hotelanlagen. Idyllisch eingebettet zwischen Wald und Wiesen, versprach das Hotel Ruhe und Erholung, aber eine Pyramide als Speisesaal und Bar fand ich ungewöhnlich. Auch diente dieser Ort Touristen, Fernfahrern und Reisenden aller Art als Einkaufszentrum, Übernachtung und Wechselstube. Der Kurs des Zloty stand sehr günstig für die Deutschen, ungern nahmen die Polen den Euro. So war es von gegenseitigem Vorteil, kurz an der Grenze sich mit Nötigem einzudecken. Im Pyramiden-Restaurant wurden wir gut bewirtet. Beim Essen fanden die ersten Annäherungsgespräche der Mitreisenden statt. Später, im Garten der hübschen Hotelanlage, lachten und plauderten einige in gemütlicher Runde, andere machten einen kleinen Spaziergang, um nach dem ersten anstrengenden Tag bald ins Bett zu gehen.

Mittwoch, 15. August 2018

Sehr früh war die Nacht zu Ende. Herr Scheer wollte um 8 Uhr zur Weiterfahrt aufbrechen, denn unser Tagesziel ist heute Lötzen, rief er uns im Bus zu. Mich beschlich bei dieser Nachricht ein leichtes Unbehagen. Ich kannte diese Strecke und aus Erfahrung wußte ich, dieser Weg ist weit, außerdem hatte Herr Scheer, laut Prospekt, einige Besichtigungen in Posen, Gnesen und Thorn eingeplant. Wie wollte er bloß dieses Programm schaffen?

Nach unserem Aufbruch vom Pyramidenhotel steuerten wir nach einigen Kilometern „Las Vegas“ an, einem großen Parkplatz mit mehreren Tanksäulen, um Treibstoff für die lange Reise nachzufüllen. Allein der Name, der in großen glitzernden Buchstaben über dem Eingangstor hing, irritierte mich. War Polen international? Warum diese merkwürdigen Bezeichnungen? Auf der Autobahn erschreckte mich das erste Hinweisschild: Posen, 130 km. Keine Bange sagte ich mir, es ist noch früh am Tag. Kurz vor der Stadt machten wir eine Kaffeepause, alle freuten sich nun, in Posen die alten Backsteinbauten, Kirchen und die Burg fotografieren zu können. Ohne Kommentar umfuhr Herr Scheer auf der Umgehungsstraße Posen, nur aus der Ferne grüßten die Türme und markanten Gebäude herüber. Ebenso erging es uns in Gnesen, auch hier fuhren wir nicht einmal durch die Stadt, um wenigstens einen Eindruck altehrwürdiger Bauten zu erhaschen.

Während der Fahrt berichtete Herr Scheer wissenswertes und geschichtsträchtiges Allgemeines. Das Gebiet um Posen, Gnesen gehörte früher zu Ost-Brandenburg und damit zum alten preußischen Reich. Die vielen sich hier angesiedelten Güter reicher Adelsfamilien profitierten von den guten Bodenverhältnissen der Gegend, es herrschte Wohlstand und Reichtum bis hin nach Hohensalza, der durch den Salzabbau für weiteren Reichtum sorgte. Noch fruchtbarer und ertragreicher schloß sich das Weichselgebiet an, daß sich weit vor Thorn bis hin zur Danziger Bucht, dem Weichseldelta hinzog. Wir genossen die Fahrt durch diese abwechslungsreiche Landschaft. Manche plauderten angeregt, andere verfolgten die Gegend und Straßen auf mitgebrachten Landkarten, aber die weiten, rotstämmigen Kiefernwälder beidseitig des Weges faszinierten besonders.

Gegen Mittag freuten sich alle auf den kurzen Stop in Torun. Einmal den großen Kopernikus am Rathaus bewundern, die alte Stadtmauer mit der imposanten Weichselbrücke sehen und vielleicht noch einen Blick in die Marienkirche aus gotischer Zeit werfen. Aus alledem wurde nichts. Aus Zeitgründen, erklärte Herr Scheer, müssen wir auf Torun verzichten. Ich hörte das eine und andere Geraune des Unmuts. Über eine südlich von Torun gelegene Brücke überquerten wir die Weichsel. Ganz in der Ferne zur linken Hand im Dunst konnten wir einige Türme Toruns erkennen, aber auch nur, weil Herr Scheer darauf hinwies. Irgendwie machte sich Enttäuschung breit.

Unbeirrt ging die Fahrt weiter Richtung Straßburg (Brodnica) nach Osterode. Herr Scheer verstand es gut, seine Reisenden bei Laune zu halten und zu begeistern. Er wußte viel über die Moränenlandschaft der Gegend zu berichten, machte auf alte Bahnhöfe, geschichtsträchtige Kirchen und Türme aufmerksam. Erläuterte im Vorbeifahren die Grenzen zwischen West- und Ostpreußen. Erwähnte die höchste Erhebung Ostpreußens bei Lubawa mit 312 Metern. Eine kurze Zusammenfassung des ostpreußischen Ritterordens und deren Eroberung schloß sich an, ebenso schilderte er das katholische Ermland mit seinen noch aus der Ordenszeit stammenden großen Domen und Klöstern.

Sicher kannten die meisten der Reisenden Ostpreußens Geschichte, aber geschichtliche Daten und Grenzen vor Ort erklärt zu bekommen, macht graue Theorie interessanter. Kurz vor Löbau, wir überquerten gerade die Drewens (Fluß) änderte Herr Scheer die Richtung, statt weiter nordwärts nach Osterode und Allenstein zu fahren, bog er östlich ab nach Hohenstein, später Richtung Ortelsburg. Wegen des Feierabendverkehrs wollte er die beiden großen Städte meiden, um Zeit zu sparen, erklärte er den Richtungswechsel. An einer entlegenen Tankstelle mitten in der sehr reizvollen, idyllischen Landschaft gab es eine „Wurstpause“, um sich dann in das Gewirr eines sehr gut ausgebauten Straßennetzes Richtung Ortelsburg einzufädeln. Im Vorbeifahren erblickte ich gerade noch das etwas unscheinbare, halbrunde Steintor, zum früheren legendären Tannenberg-Denkmal bei Hohenstein. Bäume und Gestrüpp verdeckten fast die Sicht. Ebenso durchfuhren wir ohne anzuhalten, das schöne alte Ortelsburg mit seinen recht gut erhaltenen Häuserreihen, dem Marktplatz, Kirche und den Ruinen der alten Ordensburg. Ein Spaziergang durch diese alten Gassen hätte sich gelohnt.

Bald umging uns die herrliche Seenplatte Masurens. Der Wald erstreckte sich links und rechts, an jeder Straßenbiegung glitzerte uns ein größerer oder kleinerer See entgegen. Die strahlende Sonne verstärkte die Farbe des Wassers vom tiefsten Blau bis hin zu silbrigen Streifen. Wir entdeckten einige Wassersportler, Kanuten, Ruderer oder ein paar mutige Schwimmer. Auch sind die masurischen Seen reich an Fischen; Plötze, Maräinen, Aale, Hechte. Freizeidfischer rudern gerne auf den Seen hinaus, um die Angeln nach diesen schmackhaften Fischen auszuwerfen. Daneben gibt es zahlreiche Fischzuchtbetriebe, die ihr Handwerk professionell betreiben.

Ursprünglich war unsere Fahrstrecke durch das liebevolle Masuren vorgesehen. Ein Abstecher über Rudciany am Niedersee, das verträumte Nikolaiken, die Gegend um Kruttinnen wäre sehr reizvoll gewesen. Stattdessen, zu unser aller Unmut, fuhr Herr Scheer auf direktem Weg von Ortelsburg kommend über Sensburg, Rhein nach Lötzen. Um uns ein wenig milder zu stimmen, schlug Herr Scheer eine kleine Schifffahrt auf dem Löwentinsee vor, aber auch daraus wurde nichts, zu so später Stunde lag die „Weiße Flotte“ bereits vor Anker. Diese gewaltige Tagestour ist für die Reiseteilnehmer unzumutbar und ärgerlich zugleich. Aus Zeitmangel werden interessante Orte und Attraktionen ausgelassen, aber im Reiseprogramm angekündigt und dann nicht ausgeführt. Organisatorisch unmöglich. Für diese Reise einen Tag länger einzuplanen, wäre vernünftiger.

Nach diesem etwas unerfreulichen Tag entschädigte, das mir von früher bekannte, inzwischen elegante, schöne Hotel „Wodnik“. Bei guter Bewirtung am Abend und am nächsten Morgen kehrten die Lebensgeister zurück. Nach dem Essen machten einige Gäste mit Herrn Scheer einen beschaulichen Abendspaziergang zum See. Ich ließ den Tag auf der Hotelterrasse bei Gesprächen, Bier und Wodka friedlich ausklingen.

Donnerstag, 16. August 2018

Nach erholsamen Schlaf zog ein wunderschöner, sonnendurchfluteter Morgen herauf und lud zu neuen Unternehmungen ein. Eine besonders schöne, reizvolle Landschaft begleitete uns bis zum Goldaper Berg. Im Sonnenlicht bot die Stadt Lötzen ein fröhliches Bild. Bunte, hübsche Villen und Häuser säumen die mit Bäumen bestandenen Straßen. Parks mit Blumenrabatten luden zum Verweilen ein. Fast alle Straßen führen zu den Seeanlagen und Stegen der Ausflugsdampfer. Kein Wunder, Lötzen ist schließlich der Mittelpunkt der masurischen Schiffstouristik. Alle großen Seen der gesamten masurischen Seenplatte sind durch Kanäle, Flußarme, Gräben und Schleusen miteinander verbunden. Wassersportler, wie Kanuten, Ruderer, sogar Segler können ein weites Revier befahren, und dabei die unberührte Natur und einzigartige Vogelwelt bewundern und die Stille genießen.

Hinter Lötzen in Richtung Angerburg breitete sich vor uns eine hügelige Moränenlandschaft aus. Abgeerntete Felder wetteiferten mit den noch grünen Wiesen, auf denen Kühe friedlich grasten. Wälder rahmten kleine Seen ein, und über all dieser erhabenen Natur spannte sich der ostpreußische weite blaue Himmel mit bizarren weißen Wolkengebilden. Besonders auffällig in diesem Gebiet, daß dicht an der Demarkationsgrenze zu Rußland verläuft, sind die erhaltenen, kilometerlangen Baumalleen. Wunderschöne alte Eichen-, Kastanien- und Lindenalleen säumten den Weg. Völlig unerwartet durchfuhren wir im glänzenden Sonnenlicht die weiß-schwarzen Stämme mit weich herabfallenden grünen Ästen, eine lange, nicht endenwollende Birkenallee. Birken und Birkenwälder gibt es genug, aber Birkenalleen sind untypisch für Ostpreußen. Umso mehr staunte ich über diese besondere Rarität. Noch ein anderes Erlebnis

während dieser Fahrt entzückte die Busgemeinschaft. Auf einigen Wiesen am Straßenrand sammelten sich viele Störche, und beklapperten wohl die Abflugszeit nach Süden.

Kaum begegneten wir Autos, noch Menschen, vereinzelte rotdachige Gehöfte verrieten aber Leben in der stillen, unberührten Natur. Wir erreichten Angerburg, auch hier herrschte weder Hektik noch Eile. Die kleinen, schmucken Häuschen erinnerten an die Vergangenheit, hier schien die Zeit still zu stehen. Ob es in Angerburg im Krieg Verwüstungen und Angriffe gegeben hat, weiß ich nicht. Nichts deutete jetzt auf große Schäden hin.

Die schöne Landschaft begleitete uns weiter bis Goldap. Hier am Goldaper Berg, an einem mir und Helga Wohlgemuth bekannten Gasthaus machten wir Pause, um die weite Ebene und zwei glitzernden Seen - Dumbsee und Goldaper See - aus der Höhe zu bewundern. Leider waren die Bäume inzwischen zu hoch gewachsen, sie versperrten die grandiose Aussicht. Vom höher gelegenen Aussichtsturm wäre es möglich gewesen, aber der Lift hinauf stand heute nicht zur Verfügung. In Goldap zeigte uns Herr Scheer bei einer kleinen Stadtrundfahrt den großen Marktplatz mit vielen bunten Blumenkübeln, rundum standen gut renovierte Geschäftshäuser. Vom Markt, an der Kirche vorbei, führt die Straße zum polnisch-russischen Grenzübergang, circa nur 1 bis 2 km vom Stadtkern entfernt. Am Stadtrand grüßte der backsteinerne rote Wasserturm, der heute oben ein Restaurant beherbergt und einen weiten Blick über die Rominter Heide freigibt.

Immer in Grenznähe führte der Weg durch kleine Dörfer und wunderschöne Natur. Auch hier setzte sich die hügelige Landschaft fort, mit saftigen Weiden und Maisfeldern, bis wir Szittkehmen erreichten. Ich weiß, dieser Ort ist im Krieg total erhalten geblieben, unbeschädigt eingenommen worden. Bei einem Spaziergang wird die alte Dorfstruktur sichtbar. Lang erstreckt sich der Ort mit Straßen und Häusern bis hin zur Kirche, doch der Mittelpunkt bleibt der Marktplatz und Teich. Am alten Bahnhof erkennt man heute noch, wenn auch inzwischen etwas verblaßt, den Schriftzug „Szittkehmen“. Welch herrliches Relikt aus vergangenen Zeiten. Am Dorfplatz, der heute etwas modernisiert ist, meinte ich das Leben und Treiben der damaligen Bewohner zu spüren. Aufgeschreckte Hühner flohen laut gackernd vor den Leiterwagen, hochbeladen mit Heu, wenn die Kutscher die Pferde mit lautem Peitschenknall antrieben. Am Dorfteich ärgerten lachende Kinder schnatternde Gänse und Enten mit ihren Stöckchen. Natürlich war das nur ein Trugbild meiner Phantasie. Aber als der Bus um die letzte Biegung aus Szittkehmen auf einen Feldweg einbog, holte uns die Realität ein. Auf einer Weide grasten friedlich Pferde. Jemand entdeckte im Schatten eines Baumes einen angebundenen Ziegenbock, ein riesiges Tier, mit großem Kopf, wachen Augen und langhängendem Ziegenbart, aber auffällig und einzigartig waren seine mächtigen, aufgerollten Hörner. Herr Scheer mußte einfach stoppen, um allen die Freude zu gönnen, dieses besonders schöne Exemplar von Ziegenbock zu fotografieren. Ein Riesenspaß! Der Bock sprang teils erschreckt, teils angriffslustig wild an seiner Leine herum.

Zum Glück kannte sich Herr Scheer in dieser grenznahen Gegend gut aus. Er benutzte nicht nur die bekannten Straßen zwischen den spärlichen Dörfern, sondern fuhr durch enge Feldwege, zwischen Sonnenblumenfeldern, Viehweiden, Wiesen mit aufgerollten Heuballen. Hier in der Abgeschiedenheit der Natur, zwischen Feld und Flur, im herrlichen Sonnenlicht, stiegen wir zu einem Spaziergang aus. Jeder beschäftigte sich sicher mit eigenen Gedanken, genoß die Ruhe und Erhabenheit dieser schönen Welt.

Die Weiterfahrt führte über enge Feldwege durch viel Wald. Wir passierten einige gemauerte Unterführungen, aufgeschüttete Dämme zogen sich weiter durch die Gegend. Plötzlich entdeckte ich zwischen Bäumen in der Ferne den Viadukt Staatshausen. Dieses säulenartige, bogenförmige aus Backsteinen zwanzig Meter hohe Bauwerk überspannte ein weites tiefes Tal als Brücke. Dieser Viadukt war ein wichtiges Verbindungswerk der Bahnstrecke zwischen Ebenrode und Goldap am südlichen Ende der Rominter Heide wegen des teilweise moorigen oder sehr unebenen Untergrundes. Durch diese technischen Baumöglichkeiten, Viadukt und Dämme, war man erst in der Lage, die Eisenbahn von Szittkehmen über Staatshausen nach Goldap zu führen.

Nun stand ich am Fuße dieses gewaltigen Bauwerks und war fasziniert von der Schönheit und Einmaligkeit, die Menschen erschaffen können. Rechts seitlich zwischen Büschen versteckt, führte eine Treppenserpentine zur oberen Kante hinauf, dort wo einst die Schienenstränge für die Züge verliefen. Heute darf jeder Besucher über den Viadukt gehen, sofern er keine Höhenangst kennt. Bemerkenswert ist die Tatsache: In Ostpreußen war das Eisenbahnnetz hervorragend ausgebaut, jede Stadt, fast jeder Ort, erreichte man per Zug. Heute sind die meisten Schienen verschwunden, abgebaut, deportiert. Wenige Städte werden noch mit der Eisenbahn angefahren.

Als nächstes Ziel steuerte Herr Scheer das „Dreiländereck“ an. Rußland, Polen und Litauen treffen geographisch an einem Punkt zusammen. Auf einer kleinen Anhöhe markieren Grenzstelen in den jeweiligen Landesfarben diese Stelle. Natürlich patrouillieren Grenzposten an diesem strategisch wichtigen Ort, es gibt Zäune und gerodete Waldwege zum Schutz, es gibt dort aber keinen Grenzverkehr.

In früheren Jahren war es ganz einfach, diese Stelle zu betreten. Der Bus hielt am Straßenrand, am Weidezaun entlang liefen die Leute zur Anhöhe bis zu den Grenzmarkierungen, fotografierten, schauten sich ein wenig beeindruckt um, damit war die Besichtigung erledigt. Diesmal war ich beeindruckt von dem Aufwand, der dort betrieben wird. Die Polen haben wohl erkannt, diesen Punkt touristisch zu vermarkten. An der unteren Wegbiegung ist heute ein großer, gepflasterter Parkplatz, für Autos und Busse markiert, entstanden. Schautafeln mit Karten veranschaulichen die Wertschätzung dieses Ortes. Bänke laden zum Verweilen ein. Ein gutes, gemauertes Toilettenhäuschen vervollständigt das Bild, was allerdings am baumlosen Platz große Vorteile bietet. Der Weg zur eigentlichen Stelle der Begierde ist weiter geworden, es geht bergan, einige Biegungen und Kurven, damit verlängert sich die Aufstiegszeit. Möglich wärs, an besonderen Tagen steht dort auch eine Würstchenbude. Ich bin entsetzt über so viel Aufwand für diesen mehr oder weniger interessanten Punkt und war froh, als Herr Scheer endlich weiterfuhr Richtung Grenze. Diese nur wenige Kilometer entfernte Grenze gibt es im eigentlichen Sinn nicht mehr. Dank der EU und dem Schengenabkommen, zu deren Mitglieder Polen und Litauen gehört, gibt es offene Grenzen und damit keine Kontrollen. Hier in Litauen, gleich zu erkennen an den kleinen Holzhäuschen, setzte sich die liebliche Landschaft fort. Herr Scheer brachte uns zu schönen Aussichtspunkten, benutzte enge, schmale Landwege, nur um uns die herrliche Natur zu zeigen. Manchmal hatte er Mühe, den langen Bus um die Kurven zu bringen.

Wir fuhren Richtung Wystiter See, oder sogar schon parallel, da tauchte linker Hand ein großes, eingezäumtes Grundstück auf, hinter den Bäumen duckten sich mehrere Häuser. Mir kam es bekannt vor, hier war ich schon mal, versuchte ich mich zu erinnern. Hier muß ich vor Jahren mit einer Reisegruppe übernachtet haben. Herr Scheer ging in das Gebäude, um Auskünfte einzuholen. Es stellte sich heraus, das gesamte Areal stand leer, der Wirt war nicht da, nur eine Handvoll Angestellte erlaubten uns, weil sie Herrn Scheer kannten, die sportlichen und parkähnlichen Anlagen bis hin zum Wystiter See, anzusehen. Uns zufälligen Besuchern konnte es egal sein, warum das ideale Erholungszentrum geschlossen war. Wir erfreuten uns am herrlichen Blick über den Wystiter See, manche genossen ein kurzes Fußbad im glasklaren Wasser, an der frischen Luft und der kleinen Erholungspause.

In der Ortschaft Wystiten machte Herr Scheer noch eine Pause und hielt eine Überraschung für uns bereit. Wir besuchten ein litauisches Nationalmuseum für Natur- und Völkerkunde. Ein deutschsprechendes Ehepaar zeigte uns das von der Europäischen Union sehr modern und aufwändig gestaltete Haus, und erklärten die einzelnen Exponate, Kartenmaterial, Ausstellungsmaterial. Ein eingelassener, bildlicher Steinweg führte zu jeder Sparte, so verpasste niemand die verschiedenen Abteilungen, die in kuppelartigen, wie Iglus ähnlichen Bauten, ausgestellt waren. Sehr anschaulich konnte der Besucher sich informieren über litauische Trachten, Sitten und Gebräuche. In der Handwerkskunst, Weben, Stickereien, Töpferarbeiten und Schmiedekunst. Über Bootsbau, Navigation, Feldpflege und über Flora und Fauna der Region. Selten habe ich in so einfacher, und doch beeindruckender Form naturwissenschaftliche und nationale Zusammenhänge erklärt bekommen.

Nun wurde es höchste Zeit aufzubrechen, wer weiß, wie lange die Kontrollen am russischen Grenzübergang bei Eydtkuhnen dauern würden. Die geruhsame Fahrt auf den Straßen entlang der litauischen Grenze war vorbei. Wir näherten uns der Stadt Kybartai, der Verkehr nahm zu, besonders die Lastwagen drängten zur Grenzabfertigung, es bildeten sich lange Schlangen. Unser Bus, wegen Personenbeförderung, durfte bis zum Schlagbaum des neuen Grenzkontrollpunktes vorfahren. Russische Zöllner stiegen ein, sammelten die Pässe ein, schauten scharf auf Paßbild und Person. Herr Scheer hatte genug mit der Kontrolle seiner Buspapiere zu tun. Wir Passagiere erhielten die Pässe zurück, um anschließend im Abfertigungsgebäude noch einmal einzeln Paß und Visum vorzuzeigen zur elektronischen Prüfung. Diese ganze Prozedur verlief schnell und reibungslos, die Ampel schaltete auf grün, der Schlagbaum ging hoch. Plötzlich stürmte ein Zöllner in den Bus und rief aufgeregt: „Klein, Helga, Klein, Helga?“ Ich bekam einen Lachanfall, der gar nicht enden wollte, und prustete zu Helga Wohlgemuth rüber: „Kennt der deutsche Witze, hier an der Grenze, der Witz heißt doch Klein Erna?“ In meiner Naivität bemerkte ich gar nicht den Ernst der Lage. Durch eine Unachtsamkeit eines Beamten war ein wichtiges Papier in einen falschen Paß gelangt, in dem von Helga Klein, die nun im Bus gesucht wurde. Zum Glück klärte sich das Mißverständnis schnell auf, wir durften passieren. Mir war die Situation sehr peinlich, weil

ich die Dame, mit Namen Helga Klein, nicht kannte, empfand ich den Vorfall so kurios unglaublich. Im Nachhinein schämte ich mich. Hätte der Zöllner mein Lachen bemerkt, für alle Teilnehmer wären ernsthafte Folgen entstanden. Da kennen die Leute an der Grenze keinen Spaß. Mein Ausrutscher blieb zu meiner Erleichterung von den anderen unbemerkt.

Nun endlich rollte der Bus über das große neue Zollgelände zur Ausfallstraße nach Ebenrode (Nesterov). Auch hier warteten endlose Lastwagenschlangen auf ihre Abfertigung. Hier beginnt Ostpreußen, registrierte ich sofort. Die alten Eydtkuhner maroden Zollhäuser tauchten auf, die ich aus meiner Kindheit kannte. Wir passierten die früher altehrwürdige, rote Backsteinruine der Eydtkuhner Kirche, vertraute Straßen und Orte kamen vor Ebenrode in Sicht, wie und je grüßte der Wasserturm aus der Ferne, und dann nahm mich Ebenrode, meine alte Heimatstadt gefangen. Über die Kasseler Straße bogen wir zum Alten Markt ab, vorbei an der Ecke zum Neustädtischen Markt, wo einst die schöne Kirche stand, mein Lyzeum und die beiden Bogenhäuser von Webers und Bartels tauchten auf, ehe wir den scharfen Straßenknick zum Kleinen Markt machten. Da stand es wieder vor mir, das Eckhaus meiner Eltern mit der Bäckerei. Auch wenn das jetzige Haus nach einem früheren Brand etwas anders aussieht, zumindest steht das Gebäude heute auf den alten Grundmauern. Freude machte sich breit. Ich kam wieder nach Hause.

Nach Trakehnen, unserem Tagesziel, dauerte es nicht mehr lange. In der „Alten Apotheke“ wurden wir wie alte Bekannte von den Mitarbeitern herzlich begrüßt. Schließlich sind in diesem gemütlichen Landgasthof im Laufe der Jahre viele Scheer-Gäste gut bewirtet und beherbergt worden. Nach dem stärkendem Abendessen und der Zimmerverteilung legte sich die erste Aufregung. Wir besprachen den nächsten Tagesablauf, den die meisten Gäste privat nutzen wollten, um ihre Heimatorte aufzusuchen. Genügend Trakehner Autobesitzer fanden sich ein, diese Wünsche zu erfüllen und Termine abzusprechen. Am nächsten Morgen wollte ich auf jeden Fall nach Ebenrode, aber was nützte mir ein Taxi, ohne einen deutschsprechenden Fahrer. Die Bekannten, die ich aufsuchen wollte, sprechen allesamt nur russisch. Ich brauchte einen Dolmetscher! In diesem Moment kam die Wirtin auf mich zu, reichte mir ein Handy mit den Worten: „Telefon für Sie“. Es war Alexander, der mir bekannte Dolmetscher aus Kaliningrad. Nach meiner anfänglichen Verblüffung erklärte er mir, zu seinem Bedauern sei es ihm nicht möglich, für einen Vormittag nach Ebenrode zu kommen, um mir behilflich zu sein. Er wollte sich bemühen, jemand anderen zu finden. Er melde sich morgen früh. Ein wenig ratlos beendeten einige andere Gäste und ich den Abend auf der Terrasse der „Alten Apotheke“, ein paar Wodkas halfen dabei.

Freitag, 17. August 2018

Während des Frühstücks erläuterte Herr Scheer sein Programm. Er würde die Hilfsgüter ausladen, seine Besorgungen erledigen, und alle, die an der Rominten-Fahrt teilnehmen wollten, um 14 Uhr in Ebenrode in der Goldaper Straße an Bord nehmen. Eilig stiegen die „Spurensucher“ in die bereitstehenden Taxen. Alexander rief wirklich an, sagte aber endgültig ab. Was nun? Annemarie, eine nette Mitreisende, wollte mir das einzig noch verbliebene Auto wegschnappen, um nach Kattenau zu fahren, zögerte aber, weil sie sich dort überhaupt nicht auskannte. Nochmals kam Telefon für mich. Ein Herr fragte in fließendem Deutsch an, ob ich ihn als Dolmetscher brauchen könnte und wann. Ich war baff, natürlich brauchte ich ihn, dann aber sofort. Nach einigem Zögern sagte er zu, und stand 10 Minuten später vor der „Apotheke“. Das war die Lösung! Annemarie und ich vereinbarten, erst nach Kattenau und später meine Besuche in Ebenrode zu machen. Unser Dolmetscher Iwan, Deutschlehrer an der Trakehner Schule, erwies sich als Glücksfall, freundlich, hilfsbereit, perfekt in der Sprache, einfach kompetent. Annemarie suchte Spuren ihrer Großeltern, die einstmals eine Mühle in Kattenau bewirtschafteten. Unsere beiden Männer befragten Passanten, hielten an anderen Stellen an und holten Erkundigungen ein. Nichts ergab einen Hinweis auf eine ehemalige Mühle. Annemarie stieg aus, um wenigstens ein paar Fotos von Kattenau zu machen. Ich zeigte ihr den Eingang zum Gutshof von Lenski, die alte Gastwirtschaft. Wir fuhren den steilen Kattenauer Berg hinab bis zu den Stallungen der russischen Milchvieh-Großanlage. Alles Suchen, alle Bemühungen der Männer war vergebens, niemand wußte, ob es in Kattenau je eine Mühle gegeben hätte. Annemarie gab sich mit den schönen Bildern zufrieden. Wenigstens einen Eindruck des Ortes ihrer Väter könne sie mit nach Hause nehmen.

Mein erster Besuch in Ebenrode galt dem Kreiskrankenhaus. Die Chefärztin, Frau Dr. Kitlinskaja, war mehr als erstaunt, mich zu sehen, schließlich kam ich unangemeldet. Trotzdem war ihre Freude groß und kam gleich zur Sache, geschäftlich sozusagen. Sie bedauerte außerordentlich, daß die Kreisgemeinschaft seit einem Jahr ihrem Antrag für den Rest meiner Spende, weder zugestimmt, noch sich gemeldet hätte. Über den Stand der Dinge konnte ich keine Auskunft geben, aber peinlich war es mir schon, mit leeren Händen dazustehen. Sie fragte höflich, ob ich bereit wäre, die Kopien ihres Antrages mit nach Deutschland zu

nehmen, diese Anschaffungen würden vom Krankenhaus dringend benötigt. Im Grunde seien die Geräte ihr längst zugesagt. Ich versprach, die Unterlagen an die Kreisgemeinschaft weiterzuleiten und hoffe, die Sache ist bereinigt worden. Entgegen früheren Begegnungen blieb für private Gespräche wenig Raum. Meine Zeit war begrenzt, Dr. Kitlinskaja mußte ihren beruflichen Verpflichtungen nachgehen, darum verzichtete ich auf den obligatorischen Krankenhausrundgang. Wir verabschiedeten uns in freundlichem Einvernehmen.

Auf das Wiedersehen mit dem Bäckermeister und Hotelier im „Moskau“ in der Ulanenstraße freute ich mich sehr, hatte ich im vergangenen Jahr dort so tolle Tage verbracht. Weder traf ich den Chef an, noch Natascha, die gute Seele des Hauses. Wladimir, der Boss sei nach Kaliningrad gefahren, wo Natascha wäre, wußte das Personal auch nicht. Aber mein Iwan ließ nicht locker. Nach mehreren Telefonaten stand die stets fröhliche Natascha vor mir und wir fielen uns strahlend in die Arme. Welch eine Freude dieses unverhoffte Wiedersehen, gleichzeitig fragten wir beide, wie geht es Dir? Mich interessierte brennend, ob die neue Backstube inzwischen fertig ist, und ob ich den Betrieb anschauen dürfte? Da zögerte die quirlige junge Frau, soweit gingen ihre Kompetenzen dann doch nicht. Aber sie griff zum Handy, scheinbar rief sie ihren Chef an und erklärte ihm die Lage. Nach ein paar Minuten strahlte Nataschas Gesicht, Chef läßt grüßen, wir dürften den Betrieb besichtigen. Ein wenig enttäuscht war ich schon, die Backstraße war hervorragend angelegt, aber gebacken wurde nicht. Auf meine Anfrage erfuhr ich, die Backzeiten seien wegen der Frische auf nachts verlegt. Nur ein paar Leute trafen Vorbereitungen für spezielles Gebäck. Ich war begeistert, mal wieder in einer Backstube den vertrauten Geruch zu spüren. So schön es auch war, an den Bäckermeister bat ich Grüße zu bestellen, dann mußten wir uns verabschieden. Mit Kuchenpäckchen versehen geleitete Natascha uns zum Auto, und winkte uns lachend nach, bis wir am Kleinen Markt um die Ecke bogen.

Am Kleinen Markt, dort an der Ecke, am umgebauten Elternhaus, konnte ich doch nicht vorbeifahren. Der Fahrer hielt, Annemarie, Iwan und ich betraten den Eingang des Geschäfts, der immer noch so wie früher aussah, aber hier werden weder Brot, Brötchen noch Kuchen verkauft, sondern Kühlschränke, Waschmaschinen und Sanitärzubehör. Ich sah den Laden natürlich mit anderen Augen, ich sah im Geiste meine Eltern hinter dem Tresen stehen. Aber ich sah real noch ein anderes Gesicht, den jungen Mann, der im vergangenen Jahr ebenso im Laden stand, und mir mit dem Fotoapparat sehr behilflich war. Auch er erkannte mich sofort, es gab eine herzliche Begrüßung mit deutschen Worten und leuchtenden Augen. Es ist immer wieder erstaunlich, wie Menschen, besonders die Russen, sich freuen können, Fremde auch nach kurzen Begegnungen in die Arme zu schließen. Ich wollte noch ins Lyzeum, zu den Büchereidamen, um zu fragen, ob mein Interview vom vergangenen Jahr übersetzt wäre? Das hätte zu lange gedauert, das mußte ich auslassen. Stattdessen fuhren wir zur Kasseler Straße, Ecke Heinrich-Maria-Jung-Straße zum Friseursalon, auch dort wollte ich mich bei der Inhaberin für gute Taten bedanken. Der Laden war voll, erwartungsvoll schauten alle zum Eingang, als Iwan und ich den Salon betraten und „Guten Tag“ wünschten. Die Frisörin, die gerade einer Kundin die Haare schnitt, drehte sich um, ihre Augen weiteten sich, und auch bei ihr erkannte ich die Freude der Erinnerung. Sie kam lächelnd auf mich zu, und drückte mich für einen Augenblick. Iwan übersetzte meine Worte fast zeitgleich, wie ich mich freue sie wiederzusehen, wie sehr sie sich im vergangenen Jahr um mich bemüht habe, dafür wollte ich mich heute bedanken. Auch sehen, wie es ihr heute ergeht. Der volle Laden beweist, das die Geschäfte gut gehen. Bei dieser Übersetzung überreichte ich ihr eine große Packung Kaffee. Alles lachte und freute sich, so was hatten die Kunden beim Frisör noch nie erlebt. Ein Weilchen hätte ich mich gerne mit den netten Leuten im einfachen Friseursalon unterhalten. Vielleicht hätte ich etwas mehr über das heutige Nesterov erfahren. Wortreich verabschiedeten wir uns auf russisch und deutsch.

Kurz vor 14 Uhr erreichten wir das neue Rathaus am Alten Markt. Vom Scheer-Bus war weit und breit nichts zu sehen. Also beschloß ich mit Iwan schnell noch den mir bekannten, wie netten Rathaus-Damen „Guten Tag“ zu sagen. In diesem Moment bog der Bus am Parkplatz ein, damit endete unsere vergnügliche und interessante Besuchertour. Annemarie und ich entlohnten gut unsere beiden hilfsbereiten Geister. Fahrer wie Dolmetscher Iwan bedauerten sehr, nicht weiter für uns tätig zu sein, die Fahrt „mit den Damen“ hätte ihnen viel Freude und Spaß bereitet.

Im Bus wollte jeder Reisegast von seinen Vormittagserlebnissen berichten, alle schnatterten durcheinander. Herr Scheer hatte längst die Ebenroder Bahngleise passiert, schlug den Weg über Alexkehmen nach Göritten ein, als ein laut hupendes Taxi den Bus überholte, sich davor setzte, und so versuchte, den Bus zu stoppen. Aus dem Taxi stiegen lachend und winkend Sabine, Heidi und Bruder Carsten, Reisende unserer Gruppe. Seit dem Morgen besuchten die drei ihre Heimatorte kreuz und quer zwischen Insterburg und Gumbinen. Ihre Beute fiel mager aus, nur wenig entdeckten sie von den früheren

Höfen ihrer Eltern. Daher hätten sie beschlossen, die geplante Rominter-Heide-Fahrt möglichst nicht zu verpassen.

In Kassuben hielt Herr Scheer vor einem in die Jahre gekommenen eisernen Schmiedetor. Dieses wäre die Auffahrt und die dazu gehörende Allee zu einem herrschaftlichen Gutshof. Von der einstigen Pracht ist nicht viel übrig geblieben. Wir bahnten uns vorsichtig einen Pfad zwischen Unkraut und Gestrüpp. Einige erreichten unter Mühen den einstigen Parksee vor dem Eingang des Herrenhauses, daß es aber nicht einmal mehr als Ruine gab. Von der einstigen Schönheit zeugten die alten Baumriesen des Parks und nur ungefähr konnten wir die Richtung der Allee erkennen. Im Sonnenlicht flimmerten die Blätter der Buchen und Eichen und warfen goldene Kringel auf den Boden, so als wollten sie den Verfall bedecken. Wieviele fleißige Arbeitshände pflegten damals diesen Park, heute hat sich die Natur alles wieder zurückerobert.

Wie zum Hohn stand neben dem Gitterzaun ein verwaorlostes, in schrillen Farben bemaltes Wartehäuschen am Straßenrand. Fröhliche, lachende Kinder balgten sich auf den Bänken vor Vergnügen. Bis die letzten Spaziergänger zurückkamen, sahen die anderen belustigt dem Treiben zu. Selbst Herr Scheer lächelte, holte spontan mehrere Paar Holzpantoffeln aus dem Bus, und schenkte sie den verduzten Kindern. Einige Gäste halfen bei der Anprobe, es wurde getauscht, begutachtet, bis jedes Kind mit passenden Pantinnen glücklich und dankbar von dannen zog.

Fröhlich ging die Fahrt weiter durch ursprüngliche, ostpreußische Landschaften. Wir überquerten die noch schmale, fast zugewachsenen Pissa, in wasserdurchzogenen Wäldchen bauten Biber ihre Burgen, stauten kleine Teiche auf und veränderten dadurch ganze Landstriche. Hier überließ sich die Natur ihrem Element. Einige weiße Reiher bevölkerten kleine Seen, auch ein paar Kraniche stelzten auf den abgeernteten Feldern. So erreichten wir das abgelegene Schloßbach, früher Pillupönen. Das Dorf machte noch einen guten Eindruck, es gab Bauernhöfe mit verwilderten Gärten und bunten Blumen. Auf jedem Strohdach hatten Störche ihre Nester gebaut. Einzelne Frauen schauten neugierig zu uns herüber, Kinder drängten sich scheu aber lachend an uns vorbei, als wir zu unserer Freude einen Spaziergang durch diesen idyllischen Ort unternahmen. Herr Scheer wartete auf uns vor der viel zu großen, maroden Kirche dieses Dorfes. Er erzählte, vor Jahren sei das Gotteshaus repariert, mit neuen Dachziegeln verlegt worden. Trotz aller Bemühungen, Geldmangel, oder aber zu großen Schäden, sei es nicht möglich gewesen, die Kirche zu erhalten, sie ist dem Verfall preisgegeben. Die Störche störte das baufällige Gemäuer keineswegs, drei Nester bauten sie auf wackligen Firsten und zogen in luftiger Höhe ihre Jungen auf. Jüngere Besucher sprangen über den breiten Graben, der die Kirche umschloß, und vermuteten - hier erstreckte sich früher rundum der Friedhof - auf einigen herumliegenden Grabsteinen ihnen bekannte Inschriften zu finden. Schloßbach - Pillupönen - war einstmals ein stattliches Dorf; Kirche und Marktplatz brachten den Bewohnern Glanz und Wohlergehen. Selbst heute, nach dem Zusammenbruch, ist dem Ort sein Charme erhalten geblieben. Auch hier zogen glückliche Kinder mit geschenkten Pantinen davon, als wir dieses alte, schöne Ostpreußendorf verließen.

Ab Schloßbach wechselte Herr Scheer die Richtung, wir fuhren westwärts der Sonne entgegen, hohe Wolkenberge türmten sich am Horizont auf. Je länger wir fuhren, umso bekannter erschien mir die Gegend. Richtig, wir bogen nach Tollmingkehmen ab, rumpelten über liegengelassenes Bahngelise, erblickten das alte, rote Bahnhofsgebäude, mit dem immer noch lesbaren Schriftzug: Tollmingkehmen. Die Fotografen unter den Gästen machten sich sofort über die Bahngleise hinweg auf den Weg, diese Rarität im Bild festzuhalten. Wie überall in den Ortschaften, begegneten wir auf der Fahrt durch das langgestreckte Dorf kaum einer Menschenseele. Helga Wohlgemuth und mir war klar, gleich steht uns die Besichtigung des Donelaitis-Museum bevor, der Ort, den wir beide seit Jahren zur Genüge kannten und nicht noch einmal besuchen mußten. Das Donelaitis-Museum gehört zum Pflichtprogramm einer jeden Scheer-Reise, daher beschlossen wir beide, es reicht, wir genießen lieber die frische Luft und den herrlichen Park.

Die anderen Gäste waren natürlich begeistert, diesen besonderen Gedenkort des berühmten Tollmingkehmer Lehrers, Pastors und Philosophen Donelaitis erleben zu dürfen, und liefen den Hügel zum Ausstellungshaus hinauf. Leider fanden sie die Tür verschlossen. In der Nachbarschaft kannte Herr Scheer Leute, die Auskünfte und den Schlüssel geben konnten, interessierten Besuchern Zugang zu den Schätzen von Donelaitis zu ermöglichen. Es ist erstaunlich, was dieser Mann sein Leben lang geschaffen hat. Bilder, Urkunden, Zeichnungen, Skizzen zieren die Wände der Ausstellungshalle. Unzählige Bücher, Manuskripte stehen in Regalen und Vitrinen. Seine größte Leistung ist wohl die, die Bibel ins Litauische übersetzt zu haben, um der breiten Bevölkerungsschicht das Wort Gottes nahezubringen. Die Erwartungen der Besucher von diesem Rundgang sind wohl erfüllt und belohnt worden, still und ergriffen, auch nachdenklich stiegen alle wieder in den Bus.

Der Besichtigungsstopp hatte doch mehr Zeit und Muse in Anspruch genommen als vorgesehen. Ich schlug Herrn Scheer vor, zur Stärkung im nahegelegenen „Altes Forsthaus“ nach Warnen zum Kaffeetrinken zu fahren, bis dorthin sind es nur drei Kilometer, am Anfang der Rominter Heide. Seine Begeisterung dafür hielt sich in Grenzen, es sei schon so spät, außerdem wären wir nicht angemeldet. Stattdessen erfuhren wir ein anderes, lohnenderes Ziel. Selbst ich hatte davon noch nie etwas gehört. Mitten im Feld, auf einem freien Platz an einem Schienenstrang, hielt der Bus. Herr Scheer bat die Gesellschaft, entlang der Gleise mit ihm einen Spaziergang zu machen. Nach ca. 300 bis 400 Metern Wegstrecke, die Überraschung, ein noch höherer Viadukt als in Staatshausen, überspannte das zerklüftete, waldbedeckte Tal der Rominte. Wegen des mir zu weiten Weges, kenne ich das Staunen der Betrachter dieses imposanten Bauwerks nur aus ihren Erzählungen. Sie standen oben, dort wo die Gleise über die Steinbrücke die Verbindung zwischen dem Tal schaffen. Die Rundbogenpfeiler wirken aus der Höhe noch gewaltiger, die Tiefe bis unten zur Rominte erscheint furchterregend. Kaum zu glauben, wozu Menschen in der Lage sind, aus einzelnen Ziegelsteinen ein tragfähiges 50 bis 60 Meter hohes Bauwerk (Viadukt) zu schaffen, über das in früheren Jahren die Eisenbahnzüge nach Goldap hinübereirrten. Im Geiste höre ich die Pfliffe der herannahenden Lokomotiven und sehe die Schwaden von Rauchwolken, die das Romintetal und alle Bäume umhüllten wie einen Märchenwald.

Es war später Nachmittag geworden, aber dieser herrliche warme Sommertag wollte sich noch lange nicht neigen. Wir bogen in die fast menschenleeren Straßen von Groß-Rominten ein. In den Gärten vor den kleinen Katen blühten in verschwenderischer Pracht bunte Sommerblumen, besonders zahlreich rankten die gelben sternförmigen Lubetzi-Blüten an langen Stielen über die Zäune. Wohin auch der Blick fällt, überall in Ostpreußen, und nur in Ostpreußen, sonst nirgendwo, wachsen und gedeihen die gelben Lubetzi fast wie Unkraut, aber wunderschön dekorativ. Auf der voll Wärme und Licht flirrenden Dorfstraße radelte vor Freude und Übermut ein kleiner Junge in Schlangenlinien hin und her. Mir schien, hier steht die Welt still in Ruhe und Frieden.

Aus meinen friedlichen Betrachtungen herausgerissen wurde ich, als Herr Scheer den Bus am Eingang des Museums in Groß-Rominten parkte. Das von Dr. Aleksej Sokolow geleitete Ökologisch-Historische Museum ist einzigartig in der Region. Er betreibt Studien über die Vielfalt der Vogel- und Pflanzenwelt, über den Wildbestand und den Zustand des heute sehr vernachlässigten Waldes der Rominter Heide. Ein Experte auf dem Gebiet Natur- und Umweltschutz. Sein Vortrag über all diese sensiblen Themen zog die Besucher sicher magisch an. Ich kenne die Überzeugungskraft, die von Dr. Sokolov ausgeht. Mit seiner Herzlichkeit, dem leuchtenden Blick, seinem detaillierten Wissen überzeugt und begeistert er, dazu auf deutsch, seine Zuhörer. Besonders die umfangreiche Mineraliensammlung im Keller des Museums zeigt viele seltene Exponate der Rominter Heide.

In der Zeit ging ich eigene Wege. Saß auf der Gartenbank und betrachtete amüsiert die aus Blech geschnittenen Rehe und Hirsche. Der Kaffeeautomat an der Hauswand wirkte völlig deplaziert, aber praktisch. Vergeblich suchte ich nach dem Modell des Reichsjägerhofes von Göring, daß Frau Wimmer dem Museum als Ausstellungsstück geschenkt hatte. Der richtige Platz dafür sei noch nicht gefunden worden, versicherte mir Dr. Sokolov, als wir uns nach dem Vortrag trafen. Auch sei die gute Bienensalbe nicht vorrätig, ein einmalig bewährtes Schönheitsmittel. Schade!

Umso herzlicher nahm Dr. Sokolov mich in die Arme, als er merkte, wir sind alte Bekannte und freuten uns über das Wiedersehen.

Energisch mahnte Herr Scheer zum Aufbruch, bis Trakehnen hätten wir noch eine ganze Strecke zu fahren, außerdem sollten wir die Wirtin der „Alten Apotheke“ nicht zu lange mit dem Abendessen warten lassen. Ein bißchen müde und erschöpft von den Tagesereignissen döste der eine oder andere Gast im Bus. Andere genossen die Fahrt Richtung Gumbinnen, mehrfach die Rominte überquerend, entdeckten sie riesige Viehherden, die auf endlosen Weiden im immer noch strahlenden Sonnenlicht grasten. Von der Autobahn bogen wir am Trakehner Bahnhof ab, nach ein paar Kilometern durch die alte Eichenallee erreichten wir etwas abgekämpft unser Ziel, die „Alte Apotheke“. Das leckere Abendessen weckte wieder unsere Lebensgeister, danach versammelten sich alle in großer Runde im Gasthofgarten zum Umtrunk und ließen den Tag noch einmal Revue passieren. Zu meiner Freude tauchte sogar Dr. Kitlinskaja vom Ebenroder Krankenhaus auf, sie wollte einige Spendengüter von Herrn Scheer abholen. So kamen wir doch noch zu einem persönlichen, privaten Gespräch, dank Dörtes und ihres Vaters Zimmervermieter, **eingm Russen, der gerade vorbeikam, übersetzte. Besser hätte der Tag nicht e~den können.**

Sonnabend, 18. August 2018

Heute stand die Erkundung des nördlichen Teils des Kreises Ebenrode auf dem Plan, einige Gäste verbanden größere und kleinere Dörfer in diesem Gebiet mit Familienwurzeln. Viel zu spät machten wir uns auf den Weg Richtung Ebenrode. Am Kleinen Markt bogen wir in die Ulanenstraße ab, ich machte Herrn Scheer auf das neuerbaute, schöne Hotel „Moskau“ aufmerksam, ehe wir über Bareischkehmen die Stadt hinter uns ließen. Nach ein paar Kilometern Fahrt meinte ich Drusken zu entdecken, den Wohnort eines Vetters meines Vaters, der dort eine Schmiede betrieb, und ich jedes Jahr als Kind im Sommer auf seine zahlreichen Kirschbäume kletterte, um später mit Bauchschmerzen herunter plumpste. Drusken existiert nicht mehr, wie viele andere kleine Orte ebenso, sie sind einfach verschwunden. Drusken konnte ich nur ausmachen, weil es dort noch die enge Brücke über die Rauschwe gab, die neben der Schmiede vorbeifloss.

Schloßberg (Pillkallen) schockierte mich am meisten. Nichts, aber auch rein gar nichts erinnerte an dieses schmucke Dorf. Die alten Pflastersteine zu unseren Füßen gehörten wirklich zum Marktplatz? Zwei, drei marode Häuser am Rande könnten frühere Geschäftshäuser gewesen sein? Fragen, die heute kaum jemand beantworten kann. Inmitten dieser öden Fläche wachsen ein paar Büsche, eine Art Anlage, dazwischen ein monströses, russisches Denkmal. Wie konnte es auch anders sein. In dieser Grenzregion fanden die blutigsten, erbitterten Kämpfe des 2. Weltkrieges statt. Annemarie, und auch die anderen, liefen verloren in diesem Nichts umher. Wo sollten sie Spuren ihrer Vorfahren finden? Ein Trost blieb, sie hatten den Boden der Ahnen betreten, ein paar Fotos legten davon Zeugnis ab.

Die Landschaft bis Kussen blieb genauso trostlos, öde Flächen, kein Haus, kein Dorf, nur wildwachsendes Gebüsch. So geschunden und verwaorlost habe ich selten unser schönes Ostpreußen gesehen. Ein Jammer, dieser Verfall. In Kussen schwärmten wieder ein paar Heimatsuchende aus, liefen zu einem Brunnen, ein paar Katen schienen bewohnt zu sein, ein Hund bellte. Einige Landmaschinen und Wagen standen auf Höfen. Ob die Sucher wirklich Spuren der Vergangenheit gefunden haben, bezweifle ich. Auch hier, unter fremden Menschen, haben Veränderungen stattgefunden im Laufe vieler Jahrzehnte. Der Gedanke allein, wenigstens die Orte der Ahnen aufgesucht zu haben, schafft Befriedigung und Dankbarkeit, Achtung vor der Vergangenheit.

Nach einigen Kilometern Fahrt Richtung Gumbinnen wich die trübe Stimmung. Alle lachten wieder und freuten sich auf die Erlebnisse und Besichtigungen in Gumbinnen. Je näher wir der Stadt kamen, bezog sich der Himmel, dunkle Wolken verdeckten die Sonne, leises Grummeln hing in der Luft. Herr Scheer lenkte den Bus etwas abseits der Innenstadt zum Gymnasium Friedrichschule, dort im dritten Stock der Aula bedeckt die gesamte Stirnseite des Raumes das einmalige, wunderbar gemalte Fresko der Salzburger. Dieses Kunstwerk in den Ausmaßen, in Farben, Aufteilung und lebensnahen Gestalten bringt die Dramatik des Ereignisses voll zur Geltung. Wer das Fresko gemalt hat, ist mir nicht bekannt. Staunend steht der Betrachter davor, und kann seine Blicke von diesem Gemälde nicht losreißen. Aus religiösen Motiven mußten die Salzburger ihr Land verlassen, aber ihr Auszug brachte für Ostpreußen reichen Segen.

Während die Gäste im Haus das Bild bewunderten, nutzte ich die Gelegenheit im Bus Herrn Scheer zu fragen, ob er die Absicht habe, mit uns ins nahegelegene Gestüt Weedern zu fahren. Ich hätte ihn des öfteren darauf angesprochen, ohne eine befriedigende Antwort zu bekommen. Das Gestüt soll nach Trakehner Vorbild gestaltet worden sein, dort werden wieder Pferde gezüchtet. Auch wenn die jetzigen Besitzer, der frühere Bürgermeister von Moskau und seine Frau sind, bestünde die Möglichkeit zur Besichtigung. Natürlich mit Anmeldung, dafür hätte ich ihm den Prospekt und die Telefon-Nummer besorgt.

Von der Idee nach Weedern zu fahren, das ca. 25 km südlich von Gumbinnen entfernt liegt, war Herr Scheer nicht sonderlich begeistert. Er wollte mal sehen, oder Alexander von der Salzburger Kirche einschalten, der auf russisch vermitteln könnte. Warum habe ich bei Herrn Scheer immer das Gefühl, nur seine Pläne gelten, die Umsetzung anderer Vorschläge erfüllt er ungern. Während wir im Bus diskutierten, hatte sich von uns unbemerkt, draußen ein Unwetter zusammengebraut. Blitz und Donner sausten gleichzeitig vom Himmel und erhellten für Sekunden die dunkel gewordene Mittagszeit. Mit Wucht prasselte der Regen herab, so als wollte er gar nicht wieder aufhören. Im Nu stand der Bus wie in einem See und nicht auf der Straße. Die Kanalisation fasste diese Wassermassen nicht mehr. Bis sich das Gewitter einigermaßen verzogen hatte und der Regen weniger wurde, dauerte es eine Weile. Auch die Gäste hatten Mühe aus dem Schulgebäude in den Bus zu steigen, so manche Regenpfütze musste genommen werden. So schnell das Unwetter gekommen war, verzogen sich die dunklen Wolken und die Sonne zeigte sich, erst spärlich, dann mit voller Macht.

Die Besichtigung der herrlichen Freskenmalerei in der Friedrichschule bedeutete den Auftakt zu einer kleinen, aber feinen Stadtrundfahrt. Gumbinnen ist eine liebenswerte, schöne Stadt geworden, seitdem der Bürgermeister sich bemühte, die Schäden des Krieges zu beseitigen. Er holte sich Anregungen von deutschen Städtebauern und setzte die Planungen effektiv um. Natürlich kam ihm die gute Wirtschaftslage der Stadt zu Gute. Nirgendwo sonst in der Region entstanden so viele Arbeitsplätze, dank Milch und Viehhaltung, ebenso in technischen Bereichen und Stromversorgung. Das alte, wuchtige Regierungsgebäude aus Kaisers Zeiten bildet den Mittelpunkt der Stadt, daneben erstreckte sich eine Parkanlage mit bunten Blumenrabatten, Ruhebänken und breiten Flanierwegen. Kunstvolle Straßenlaternen tauchen den gut gegliederten Marktplatz und die schmiedeeiserne Brücke über die Pissa abends in warmes Licht. Auch die Parkanlagen mit dem alten Baumbestand entlang der Pissa ziehen sich weit durch die Stadt. Das Hotel „Kaiserhof“, wunderschön renoviert mit der langen Fensterfront und der breiten Eingangstreppe gibt dem Vorplatz mit Blumenbeeten und Blumenkübeln ein großstädtisches Gepräge. Von diesem Platz aus verteilen sich sternförmig breite Hauptstraßen, Neubauten, auch gut sanierte Altbauten säumen die Straßen an gepflasterten Gehwegen. Die Vielfalt der einzelnen Häusertypen, auch farblich betrachtet, machen den eigentlichen Reiz aus. Doch der neueste Hingucker im Zentrum Gumbinnens ist die wunderschöne, farbenfrohe russisch-orthodoxe Kirche mit ihren Türmen und Erkern am großen gepflasterten Platz neben der Pissa. Als letztes „Highlight“ präsentierte uns Herr Scheer das berühmte, bronzene Elchdenkmal ganz in der Nähe, in einer hübschen Gartenanlage. In einer Seitenstraße parkte er den Bus, alle Gäste stürmten „Zum Elch“, und jeder hatte seine helle Freude daran, sich mit der Statue ablichten zu lassen. Unter Zurufen und Gelächter schossen aus allen Positionen die Leute ihre Fotos, keiner konnte und wollte sich trennen.

Bei der Weiterfahrt durch Quer- und Nebenstraßen entdeckten wir überall gut instandgesetzte Häuser und Gehsteige, hier wurde ganze Arbeit geleistet. Gumbinnen würde ich als Vorzeigestadt von Ausbau und Fortschritt bezeichnen. Nach diesen vormittäglichen Exkursionen erreichten wir die Salzburger Kirche, die eng mit der Kreisgemeinschaft Ebenrode, der evangelischen Kirche und den wenigen Kirchenmitgliedern Gumbinnens in Kontakt steht und unterstützt. Wir stiegen aus und gingen in den Garten, ohne so recht zu wissen, wie es weiter gehen sollte, was uns erwartet. Alexander, der Pastor und Verwalter der Kirchengemeinde war nicht zu sehen. Herr Scheer lud Hilfsgüter für die Gemeinde aus und ward nicht mehr gesehen. Wir liefen im Garten ein wenig ziellos umher, entdeckten einen Birnbaum, der voller Früchte hing oder zu Boden gefallen waren. Natürlich probierte jeder die wohlschmeckenden „Kruschken“ aus Zeitvertreib. Einige trauten sich erst zaghaft, dann entschlossener die offen stehende Kirche zu betreten, um sich umzuschauen. Ein schöner, heller Raum in aller Einfachheit tat sich vor den Besuchern auf. Allein das Glasaltbild dominierte, der Würde seiner Bestimmung entsprechend, in aller Schlichtheit. Nach einiger Zeit erschien Alexander, entschuldigte sich wegen seiner Verspätung und begrüßte uns herzlich. Er begann seinen Vortrag über Sinn und Zweck der Kirche im allgemeinen und besonders hier in Gumbinnen, im Zusammenhang der Notleidenden, Hilfesuchenden zu den nicht immer vorhandenen Mitteln. Die Baugeschichte erklärte er ausführlich und langatmig und noch einige Details mehr, die mir mehr als bekannt waren.

In meinem Kopf kreisten die Gedanken, fahren wir heute noch nach Weedern? Ich wurde wegen der Länge und der Nutzlosigkeit von Alexanders Gerede so nervös, stand auf, und ging in den Garten frische Luft schnappen. Kurz darauf stand Bernd, mein Busnachbar, neben mir mit der Erklärung, er sei Katholik, er müsse nicht zuhören. Natürlich kam die Rede auf Weedern zur Sprache, und warum wir hier so viel Zeit vergeuden? Unseren Unmut ließen wir freien Lauf, der sich noch steigerte, als die ganze Gesellschaft die Kirche verließ, und Alexander erklärte, er wolle mit seinen Helfern Kaffee kochen und zum gemütlichen Teil übergehen.

So geschah es dann auch. Die meisten Leute versammelten sich im oberen Gemeindesaal. Aus lauter Frust spendierte ich die geschenkten Kekse aus der Ebenroder Backstube, blieb aber aus Protest mit Bernd und zwei anderen draußen auf der Bank sitzen. Endlich tauchte Herr Scheer auf, und sofort überfiel ich ihn mit der Frage: „Werden wir nach Weedern ins Gestüt fahren? Haben Sie Kontakt aufnehmen können?“ Er antwortete vage, Alexander probiere mehrfach mit der Verwaltung Verbindung aufzunehmen, nur es melde sich am anderen Ende niemand. Damit war klar: Die Besichtigung des Gestüts Weedern konnten wir streichen.

Da kam Dörte frohgestimmt zu uns nach draußen an die Bank und lachte: „Ärgert Euch nicht, kommt mit in den Saal, da oben herrscht eine Bombenstimmung, alle sind vergnügt und lustig. Alexander schenkt sogar

selbstgebrannten Schnaps aus!“ Dieses Argument half, in dem allgemeinen Stimmengewirr konnte ich den Schnaps gut gebrauchen.

Nach lautem, langem Abschiednehmen begleitete Alexander uns im Bus, um den Weg zu weiteren Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Ein schönes, altes, wohlgestaltetes Backsteinhaus mit hohen Fenstern fiel auf, dort sei ein Museum mit seltenen Exemplaren untergebracht. Außerdem werde das Gebäude als Standesamt genutzt. Passenderweise betraten und verließen einige gutgekleidete Brautpaare dieses herrschaftliche Haus. Nochmals setzte ein kurzer, aber heftiger Regenschauer ein. Herr Scheer beschloß mit Zustimmung seiner Fahrgäste, nach Trakehnen zurückzufahren, um die versäumte Besichtigung des Trakehner Gestüts nachzuholen.

Die Entscheidung war gefallen, trotzdem hadderten einige Pferdefreunde insgeheim. Wenigstens nach Weedern hinfahren und die Anlage von außen anschauen können, wäre die Reise wert gewesen. Vor Ort ergäbe sich oft die Möglichkeit, mit den zuständigen Leuten zu sprechen, und um Einlaß zu bitten oder Auskünfte zu erhalten. Außerdem liegt Nemmersdorf auf dem Wege, der Ort in dem nach Einmarsch der Russen 1945 die größten Massaker an der Zivilbevölkerung stattgefunden haben. Es wäre tröstlich gewesen, der Opfer von Nemmersdorf zu gedenken.

Ehe wir endgültig Gumbinnen verließen, machte Herr Scheer den letzten Stopp vor der russisch-orthodoxen Kirche. Über den großen Platz auf das imposante Bauwerk zuzuschreiten und die breiten Stufen zum Eingangsportal hinauf zu steigen, versetzte mich in ehrfürchtiges Staunen. Ein hallenartiger leerer großer Raum tat sich vor uns auf, das Gewölbe darüber stützten bogenartige Pfeiler, die den Eindruck eines Kreuzganges vermittelten. Ein Pope trat unvermittelt auf uns zu, lächelnd überreichte er jedem Besucher eine runde, harte Hostie, und murmelte freundliche Worte mit einladender Handbewegung. Meine Blicke fielen erst jetzt auf die lange Stirnwall mit unendlich vielen Ikonen. Welch eine Prachtentfaltung konfrontierte die Besucher, der Glanz des Goldes überstrahlte den sonst schmucklosen Raum. Überwältigt schaute ich in die stillen Gesichter der Heiligen, die förmlich um Hoffnung, Liebe und Versöhnung baten. In dieser einfachen, erhabenen Umgebung, außer der prächtigen Ikonenwand, wurde mir bewußt, Religion wird in jedem Volk anders zelebriert, aber die Botschaft bleibt überall gleich: Friede auf Erden.

In Trakehnen angekommen, machte sich die Gruppe gleich auf den Weg, um zu besichtigen, was heute noch von dem jahrhundertalten, kaiserlichem Gestüt übrig geblieben ist, erhalten wurde oder neu erstand. Die Geschichte des Trakehner Gestüts, die altehrwürdige Aufzuchtstätte der edlen Pferderasse, ist allgemein bekannt. Es gibt genügend Literatur, Aufzeichnungen und Fotomaterial, daß den Glanz, Aufstieg und den Verfall belegen und dokumentieren. Auch wenn es heute das Gestüt im eigentlichen Sinne nicht mehr gibt, ist jeder Besucher fasziniert von dem Wort „Trakehnen“, den Ort einmal besucht zu haben, um die Erinnerung wach zu halten. Jeden Besucher überfällt dieses erhabene Gefühl, einmal durch das Torportal zu schreiten, den auch der Kaiser nahm. Das Stallmeisterhaus zu betreten, in dem heute das Modell des weitverzweigten Gestüts steht und nachvollziehbar aufgebaut ist. Es gibt noch ein paar Reste früherer Stallungen und einen Teil der Reithalle. Aber das Ausmaß der gesamten Anlage können wir uns heute kaum vorstellen. Die Verwaltung, die Logistik, die Handwerker, die Menschen, die die Arbeit verrichteten funktionierten reibungslos, besser als jeder Computer heute. Der Mythos „Trakehnen“ bleibt für immer sichtbar erhalten mit dem bronzenen Standbild vor dem Stallmeisterhaus und der uralten Eiche dahinter, dem „Tempelhüter“, dem Hengst, dem stets eine besondere Ehre zuteil wurde.

All diese Gebäude, Eindrücke, Besichtigungen, Vorträge über Trakehnen erlebten Helga Wohlgemuth und ich auf vielen Ostpreußenreisen. Wir setzten uns ab, hatten andere Pläne, wir wollten der wenig beachteten Baptistengemeinde in Trakehnen einen Besuch machen, etwas über ihre Arbeit erfahren und die Menschen kennenlernen, die das Projekt erst ermöglichen. Weil der Weg bis ans andere Ende des Dorfes, dort wo das Gemeindehaus steht, sehr weit ist, bat ich die „Apotheke“-Wirtin, um eine Fahrgelegenheit. Es dauerte keine 10 Minuten, da stand unser „Taxi“ vor der Tür. Helga staunte, das war die junge Frau, der sie gestern einen Umschlag mit einer Spende aus Deutschland überreicht hatte, es war die Ehefrau des Baptistenpfarrers. Welche Freude über so viele Zufälle. Bereitwillig und sehr erfreut für unser Interesse, führte sie uns durch das geschmackvoll und praktisch eingerichtete Gemeindehaus im 1. Stock. Durch die hohen Fenster zu beiden Seiten des Raumes flutete helles Licht und verband so das irdische Leben mit dem Geist des Glaubens. Aber nicht die äußere Wahrnehmung war entscheidend, sondern die Art und Weise, wie diese Frau über ihre Arbeit, ihr Wirken für die Gemeinde sprach. Ihr war gar nicht bewußt, wie ihr Gesicht von innen heraus strahlte. Ihre Freude, ihre Zuversicht, ihre Ausgeglichenheit spiegelte sich darin, ohne uns beeindruckt zu wollen, noch uns durch Vorwürfe zu

bekehren. Sie vermittelte im Gespräch das Wohlgefühl der Geborgenheit, des Aufgehobenseins. Die Aussage Jesus kam mir in den Sinn: „Kommt her zu mir alle, die ihr Mühselig und Beladen seid.“ Nicht nur bei ihr, sondern auch später, als wir ihren Mann, den Pastor trafen, hatte ich das Gefühl, hier in dieser Baptistengemeinde sind die Gläubigen gut aufgehoben, hier können sie Hilfe erwarten und bekommen. Alte und Kranke werden betreut, zum Arzt gefahren oder in den Gottesdienst. Ihr besonderes Augenmerk widmen sie den benachteiligten Kindern, die sie durch die Gemeinde fördern, und versuchen, in ein lebenswerteres Leben einzubeziehen. Eine Menge Arbeit kommt auf die Gemeinde zu, die sich leider nur durch Spenden finanzieren kann. Als Helga und ich später eingeladen wurden ihr eigenes Zuhause, im Haus gleich daneben, zu besichtigen, zeigte sich wie christliches Leben gelebt wird. Jedes Familienmitglied erledigt ihm gestellte Aufgaben, sei es im Hof, Haus oder Garten oder im menschlichen Bereich. Dieses Miteinander stärkt den Zusammenhalt und die Verantwortung für alle und fördert damit das Gemeinwohl.

Ich wußte, in Trakehnen gibt es seit Jahren eine deutsche Zahnarztpraxis, die von den Bewohnern gern in Anspruch genommen wird. Zu meiner Überraschung zeigte uns das Baptistenhepaar, hier in diesem Haus, im unteren Stockwerk, befindet sich die uneigennützig Praxis eines deutschen Zahnarztes. Drei Behandlungsräume mit neuester Ausrüstung und überarbeiteten Behandlungsmethoden dazu, präsentierten sie voller Stolz. Unfaßbar, hier in Trakehnen die modernste Zahnarztpraxis vorzufinden. Auf die berechnete Frage, wie so etwas möglich wäre, erfuhren wir, ein deutscher Arzt aus Ulm fühle sich hier aus humanitären Gründen verpflichtet, seinen Beitrag zur Nächstenliebe zu leisten, denn in Rußland gäbe es keine Krankenversicherung wie in Deutschland. Zahnpflege sei wichtig, daher spendet jeder Patient als Bezahlung nur so viel, wie er aufbringen kann in einem gemeinsamen Topf. Welch erstrebenswerte Geste! Unsere gespaltete, egoistische Welt sollte sich daran ein Beispiel nehmen.

Nachdenklich und reich mit Erkenntnissen beladen, fuhr uns die Pfarrersfrau mit vielen guten Segenswünschen zum Abendessen in die „Alte Apotheke“. Auch unser Dank nahm kein Ende, wir wurden mit soviel Herzlichkeit empfangen, mit soviel freundlichem Entgegenkommen beschenkt, wie es selten zwischen fremden Menschen geschieht. An diesem Abend verarbeitete jeder auf seine Weise den ereignisreichen Tag. Nur eine kleine Runde versammelte sich vor der „Apotheke“.

Sonntag, 19. August 2018

Ein herrlicher Morgen tat sich auf. Die Sonne strahlte vom blauen Himmel. An diesem schönen Sonntag fuhren wir nach Königsberg. Vor dem Frühstück kam ein bißchen Hektik auf. Einige rollten ihre Koffer zum bereitstehenden Bus, andere mußten ihre Rechnung begleichen, oder liefen noch einmal ins Zimmer, die Jacke hing dort am Haken. Nachdem das Gepäck verstaut und alles erledigt war, begann das große Abschiednehmen. Selbst der Besitzer, Wladimir Sudian, lächelte neben seiner überaus freundlichen, hilfsbereiten Verwalterin, und winkten bis der Bus die gastliche „Alte Apotheke“ und Trakehnen hinter sich ließ

Noch einmal fuhren wir die schattige Eichenallee bis zum Bahnhof entlang, bogen dann auf die breite Autobahn in Richtung Insterburg-Königsberg ein. Im gleichmäßigen Takt der Räder rollte der Bus Stunde um Stunde die Autobahn entlang. Wir Passagiere schauten entspannt auf die vorbeifliegende ostpreußische Landschaft und die sich auftürmenden Wolkenberge am Himmel. Noch einmal tauchten in der Ferne Türme und Häuser von Gumbinnen auf, aber dank der weiträumigen Umgehungsstraße, ist die Stadt gut zu umfahren.

Herr Scheer machte den Vorschlag, das neueröffnete Kant-Haus, in dem Emanuel Kant zwei Jahre gewohnt und gearbeitet hätte, zu besuchen. Es läge ganz in Insterburgs Nähe im Tal der Angerapp in Kanthausen. Diese Gelegenheit ließen wir uns nicht entgehen. Abseits der Hauptstraße, ein wenig zwischen Wald und Feld gelegen, erblickten wir ein wunderschönes, restauriertes, sehr großes Klinkerhaus am Straßenrand. Die Aufseher behaupteten, es sei das Originalhaus, eben nur gut instandgesetzt. Eine breite Holzterrasse führte zum geräumigen Dachboden, über die steinerne Kellertreppe, leider ohne Geländer, gelangten wir in gewölbte Kellerräume, riesige Feldsteine dienten als Fundament. Die Wohnräume, neben dem Flur und Eingangsbereich, gefielen uns sehr, weil darüber ein Hauch der Vergangenheit schwebte. Alte Balken stützten die Decke, Dielen knarrten, der hohe Kachelofen mit verzierten Kacheln und Sims strahlte Behaglichkeit und Wärme aus. Sahen so die Räumlichkeiten aus, die uns so empfänglich machten für die gute alte, längst vergangene Zeit? Wir erfuhren aber auch, dieser ganze Aufwand der Restaurierung wurde nicht nur aus Nostalgie betrieben, sondern hier wird im Laufe der Jahre ein modernes, hochaktuelles Kulturzentrum entstehen, gewidmet dem Philosophen Kant und der Verbreitung und Weiterführung seines Geistes, seiner Weltanschauung und Lehren. Eine große Schautafel

veranschaulichte das Projekt. Hoffentlich gelingt die Umsetzung. Deutsche Förderer sind sehr daran interessiert, hier dem berühmten, ostpreußischen Emanuel Kant ein bleibendes Denkmal zu schaffen.

Als wir uns Insterburg näherten, war keine Rede mehr vom Besuch des Georgenburger Gestüts, obwohl im Prospekt angekündigt. Dieser Verzicht machte uns wenig aus, schließlich besuchten wir dafür das Kant-Haus, Georgenburg kannten die meisten Mitreisenden bestimmt, und überhaupt, Programmänderungen müssen in Kauf genommen werden, ob es dem Reisegast paßt oder nicht. Viel Zeit Insterburg näher anzuschauen, gab es nicht, obwohl es sicher gelohnt hätte, einen Vergleich der beiden Städte Insterburg-Gumbinnen festzustellen. Stattdessen durchfuhren wir nur die markanten Straßen und Plätze, vom Bus aus betrachteten wir einzelne Sehenswürdigkeiten. Vom gut erhaltenen Bahnhof kommend, bog Herr Scheer in die einstmals renommierte Hindenburgstraße ein. Heute zieht ein neuerbautes Hotel seine Blicke auf sich, neben dem alten Wasserturm, an dessen Straße der Weg zu den Schluchten an der Angerapp zu den Turnierplätzen führt. Leider wird die Parallelstraße, die Wilhelmstraße, nie angefahren, obwohl dort weniger Häuser zerstört sind, die wuchtige Reformierte Kirche - heute das Zentrum der russisch-orthodoxen Kirche - steht und alte Bäume großzügig gebaute, alte Mietshäuser beschatten. Praktisch eine Straße der Vergangenheit. Am Ende der Hindenburgstraße überquerten wir den großen leeren Marktplatz, früher der Mittelpunkt der Stadt, rundum bebaut mit prächtigen Geschäftshäusern. Am Ende des Marktplatzes überragte die Lutherkirche mit dem markanten Turm die Stadt Insterburg. Heute erinnert nur ein unscheinbarer Bogen an dieses Wahrzeichen.

Den einzigen Stopp in Insterburg machten wir auf dem Parkplatz der alten Schloßruine. Solche Gemäuer ziehen die Touristen gerne an, beflügeln die Phantasie der Vergangenheit, aber wissen zu wenig über die Geschichte der damaligen Gegenwart. Ich weiß nur, das Insterburger Schloß ist ein Bollwerk aus der Ritterordenzeit, Schauplatz und Festung erbitterter Besitzansprüche zwischen Ureinwohnern und Eroberern. Ehe wir Insterburg hinter uns ließen, fiel mein Blick auf die geschrumpften, ausgetrockneten Schloßsteiche. Mit Wehmut dachte ich zurück an diese beliebte Flaniermeile rund um die Teiche, die wie kleine Seen wirkten, unterhalb der Schloßruine. Es gibt keinen Spazierweg mehr, nur noch stinkende, unansehnliche Tümpel. So sehen Veränderungen aus zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Manchmal ist es auch andersherum.

Langweilig wurde die Weiterfahrt nach Königsberg nie. Ab Insterburg begleitete uns der Pregel, entstanden aus dem Zusammenfluß der Inster und Angerapp, in seinem stark zugewuchertem Flußbett. An der Hauptstraße gab es noch einige kleine Dörfer. Die Dorfkirchen, teilweise zu Ruinen verkommen, zeugen noch heute von der Bedeutung des Zusammenhalts in den Gemeinden. Am Straßenrand saßen Frauen und hofften auf Käufer ihres selbstangebauten Gemüses und dem Obst aus den eigenen Gärten, um den Lebensunterhalt etwas aufzubessern. Der sonst rege Straßenverkehr hielt sich heute am Sonntag in Grenzen, nur wenige Lastwagen waren unterwegs, dafür behinderten gesperrte Straßenabschnitte wegen Bauarbeiten den Verkehrsfluß. Dann kam die weitgespannte Hochbrücke des breiten Pregeltales in Sicht. Soldaten bewachten diesen strategisch wichtigen Punkt. Fotografieren strengstens verboten.

Vor der Hochbrücke bog Herr Scheer in einen Seitenweg ab, stoppte, alle liefen die uralte Bogeneisenbrücke von Taplacken zu besichtigen, die einzige Verbindung der früheren Reichsstraße 1, die den Pregel überquerte. Ich war irritiert, in Jahren zuvor, war die Brücke so marode, die Eisenträger verrostet, große Löcher taten sich im ganzen Gerüst auf, Sperrschilder warnten: Betreten verboten, Einsturzgefahr! Kein Tourist wagte über diese kaputte Brücke zu gehen. Hier müssen Handwerker und Brückenbauer am Werk gewesen sein, ging es mir durch den Kopf. Ich sah keine gesperrte Brücke, die drei Bogen fand ich zwar noch verrostet, aber die Brücke war passierbar, wenn auch nur mit einem Grundbelag. Zu meinem größten Erstaunen und wie zur Bestätigung fuhr just in diesem Moment ein Auto über die Brücke. Die Lücke zum Ort Taplacken hatte sich damit geschlossen. Jetzt schaute ich mir den historischen Ort genauer an. Natürlich, die Pregelschleusen zeigten sich wie eh und je im verrottetem Zustand. Die Zeiten der Bootsfahrten weit ins Land gehörten längst der Vergangenheit an. Meine Mitreisenden begeisterten sich an den alten Relikten aus grauer Vorzeit. Einige liefen auf abenteuerlichen Pfaden zum stark zugewachsenen Pregel, stiegen zu den Schleusen hinab, machten eine Menge Fotos, dabei ist versehentlich bestimmt auch die Hochbrücke ins Bild geraten. Aber die Überquerung der Taplackener Eisenbrücke per Fuß blieb das größte Vergnügen.

Die ersten Verbote Königsbergs machten sich spürbar. Der Autoverkehr nahm zu, die Straßen wurden voller. Einige Gäste fanden es kurios, am Wegesrand der Autobahn Ölpumpen in größerer Anzahl in Arbeit zu sehen. Noch vor dem Krieg entdeckten Ingenieure das schwarze Gold im Königsberger Gebiet, seither stehen die Pumpen nicht still.

Das Chaos der Baumaschinen, Abzweigungen, Umleitungen, Sandbergen, Rohren, diese Behinderungen durch die umfangreichen Straßenbauarbeiten im Jahr 2016, von Königsberg zur Samlandküste und den Seebädern Cranz und Rauschen, waren verschwunden. Stattdessen sorgte ein perfektes Leitsystem zu den Samland-Abzweigungen für reibungslosen Verkehr. Dieser Engpaß vor Königsberg wurde von den Russen sehr schnell und ideal gelöst. Das bedeutete: Freie Fahrt ins Königsberger Gebiet.

Einen weniger schönen Anblick in die Stadt Königsberg boten die schwarzen, rauchenden Schornsteine der Industrieanlagen, der Raffinerien und diverser Fabriken. Keine Stadt kann sich freimachen von den häßlichen Monstern, die den Motor der Stadt bilden und seiner florierenden Wirtschaft Gewähr leisten. Später reihte sich Supermarkt an Supermarkt, Autoschlangen auf den Parkplätzen bewiesen, die Kaufkraft trotz erhöhter Preise und des Rubelverfalls, mußte einigermassen stabil sein. Auch Bettler und zerlumpfte Alte lungerten zwischen dem Menschengewirr herum. Trotz Aufschwung wird gerade hier die Armut sichtbar, sie läßt sich nicht verleugnen.

Nach und nach öffnete sich der schönere Teil Königsbergs. Wir passierten das Sackheimer Tor und genossen die Fahrt in die Innenstadt, die sich gerade jetzt im August wegen der Fußball-Weltmeisterschaft schön herausgeputzt hatte. Über eine breite, vierspurige Einfallstraße, Blumenrabatten schmückten den Mittelstreifen, kamen wir am gut restaurierten, mit zahlreichen Statuen und Wappen verzierten Königstor vorbei. Die breite Straße führte zu deutscher Zeit am imposanten Schloß vorbei, daß die Russen später sprengten. Welch eine Fehlentscheidung! Heute erinnert an diesen historischen Ort ein großer, häßlicher Betonklotz, der so gar nicht in das Königsberger Stadtbild paßt. So ganz entsprechen die heutigen Straßenführungen nicht mehr der Vergangenheit. Am früheren Kaiser-Wilhelm-Platz biegt rechts der Steindamm ab, wir nehmen links den Weg zur Dominsel, umgeben vom Alten und Neuen Pregel. Auf der Langgasse zwischen Bäumen tauchen die Türme des Doms auf, in der Nähe steht blaubemalt die alte Börse, die heute leer steht. Vor der Dominsel ist in den Straßen viel gebaut worden, eine Art Vergnügungsmeile mit Restaurants, Cafes und Terrassen, mit Blick auf Pregel und Dom. Rund um die Dominsel herrschte buntes Treiben. Gut gekleidete, fröhliche Menschen, Familien mit Kindern freuten sich auf den Sonntagsausflug, flanieren durch die angrenzenden Straßen, lachten und hatten ihren Spaß im hellen Sonnenschein. Es gab keinen Unterschied zwischen Einheimischen und Touristen.

Erwartungsvoll stiegen alle Gäste aus dem Bus. Herr Scheer hielt direkt an der Honig-Brücke, dem Übergang zum Dom. Eigentlich müßte die Brücke Schlösserbrücke heißen, weil Königsberger Brautpaare zum Zeichen ihrer Treue, Schlösser an die Brückengitter hängen und die Schlüssel in den Pregel werfen. Es herrschte ein bißchen Durcheinander, Unsicherheit. Was nun? Einige liefen zu den Bernsteinverkäufern, die wirklich hübsche Stücke anboten. Herr Scheer verschaffte sich Gehör, schließlich mußte ein Plan getroffen werden. Herr Klein und Frau hatten Königsberger Bekannte, die die Domführung übernehmen wolten. Die Rückkehr, die Uhrzeit wurde besprochen, und was sonst noch wichtig erschien für den weiteren Verlauf des Tages.

Ich hörte gar nicht mehr hin. Für diesen Nachmittag hatte ich andere, private Pläne, die mit der Gruppe nichts zu tun hatten. Ich wollte nach Pillau. Schon bei der Planung der Ostpreußenreise fiel mir im Scheer-Katalog der freie Sonntagnachmittag in Königsberg auf. Die ist Gelegenheit, nach Pillau zu fahren. Herrn Scheer fragte ich, ob er diesbezüglich Vorschläge mache. Ich bekam nur vage und unentschlossene Auskünfte, die nicht dazu beitrugen, auf Erfolg zu hoffen. Mir wurde klar, wollte ich wirklich Pillau besuchen, müsse ich selbst handeln. Eine Bekannte aus Lübeck bat ich um Unterstützung, sie hatte gute Freunde in Kaliningrad, die eventuell helfen könnten. Nach einigen Telefonaten und freundlichen Bitten versprach Tatjana, eine Dolmetscherin aus Kaliningrad, mich mit ihrem Auto nach Pillau zu fahren, mich dort zu begleiten, und, die wichtigste Voraussetzung, die Genehmigung zum Eintritt ins russische Sperrgebiet zu besorgen. Diese Zusage brachte mich zum Jubeln. Tatjanas letzte Meldung lautete, rufen sie mich an, wenn sie wann und wo in Kaliningrad sind, und gab mir ihre Handynummer. Persönlich kannten wir uns nicht, aber suchende Menschen finden zusammen. Voller Erwartung stand ich an der Schlösserbrücke. Herr Scheer hatte auf meine Bitte Tatjana auf seinem Handy angerufen, sie versprach in 10 Minuten am Dom zu sein. Instinktiv gingen wir fast gleichzeitig aufeinander zu. Die Begrüßung war herzlich, wie bei alten Freunden, Tatjana hatte ihren Mann mitgebracht, der ebenso perfekt deutsch sprach. Die beiden wirkten sympathisch und ungezwungen, es kam keine Verlegenheit auf und fröhlich lachend stiegen wir in ein sehr schickes Auto. Gechickt steuerte Tatjana den Wagen durch den sonntäglichen dichten Kaliningrader Verkehr Richtung Hafen, später durch ein schönes Waldgebiet, am Seekanal in der Nähe vom Frischen Haff. Großheidekrug und Fischhausen lagen wohl auf unserem Weg nach Pillau, aber wegen der russischen Ortsbeschriftung entging es mir, außerdem führten wir drei interessante Gespräche über

Deutschland, ihre Berufe und gemeinsame Bekannte. Tatjana arbeitet in einem Zentrum für kulturelle Belange, hauptsächlich mit Schleswig-Holstein, Kiel. Alexander, ihr Mann, sei Journalist, zur Zeit arbeitslos, seine politische Meinung decke sich nicht unbedingt mit der politischen Lage. Ich war verblüfft, beide sprachen viel über Politik, Rußland und ihre gesamte Beurteilung des Regimes. Interessiert bemerkte ich, ob es möglich wäre, so offen ihre Meinung kundzutun, schließlich kennen wir uns nicht und jeder hätte eine andere Nationalität. Diesen Einwand lachten sie einfach weg, sie wollten mir einfach nur Pillau zeigen.

Pillau empfing mich mit offenen Armen. Die Stadt ist richtig schön geworden. Helle, moderne Wohnblocks flankierten die Straßen, der Bahnhof, ein Bau aus alter Zeit, erstrahlte in leuchtenden Farben, es gab sogar einige Villen mit hübschen Gärten. Tatjana machte eine kleine Rundfahrt durch Pillau, zeigte die alte, sicher renovierte Backsteinkirche, daneben ein erhaltenes Kloster und Museum, diese drei alten Gemäuer bildeten fast eine Einheit. In diesem Viertel muß viel gebaut und erneuert worden sein, dazwischen gibt es viel Bäume, Hecken, Beete. Als ich vor vielen Jahren Pillau besuchte, sah es rundherum trist aus, kaputt, ein Bild der Zerstörung tat sich damals auf. Diese Veränderung hätte ich niemals für möglich gehalten. Ich konnte mich einfach nur freuen, Pillau, die geschundene Stadt mit soviel Elend, Not und Leid behaftet, hat die Schrecken des Krieges überwunden. Ob vergessen, ist fraglich, die alten Deutschen bestimmt nicht.

In einer Seitenstraße parkten wir den Wagen, um zu Fuß besser den Hafen mit Umgebung zu erkunden. Mein erster Blick fiel auf das sich weitende Frische Haff und das enge Pillauer Tief, die einzige Verbindung zur Ostsee. Pillaus Hafen zieht sich an der Innenseite der Frischen Nehrung weit hinauf und bietet den sichersten natürlichsten Schutz eines Hafens. Wir spazierten ein Stück Hafensperrmauer entlang. Groß und wuchtig, rot-weiß gestrichen, trutzte der Leuchtturm Wind und Wellen und zeigt durch sein Licht, den Seeleuten den Weg. Ein riesiger Granitfelsbrocken liegt davor mit einem angelehnten Anker, wie ein Ruhepool in brausendem Meer. Auch ein bronzenes Denkmal eines Helden, Fürst oder Seeräbers, jedenfalls muß das Denkmal einer würdigen Person gewidmet sein, präsentierte sich auf einem hohen Sockel. Meine Begleiter kannten die dargestellte Person nicht. Diese drei Elemente verbanden Gehwege mit verschiedenen Blumenrabatten, aber so arrangiert wie ein abgeflachter Hügel, eine völlig andere Gartenkunst.

Die Piers lagen vollbesetzt mit Kriegsschiffen, Tonnenlegern, Handelsschiffen, Schiffen und Booten, deren Verwendung mir unbekannt waren. In drei, vier Schwimmdocks lagen Schiffe zur Reparatur. Auf den Schiffen standen Offiziere in schicken, goldbetresten Uniformen, Matrosen, teils in Arbeitskleidung, werkten an Geräten und Trossen. Diese Vielfalt des Hafens mit allem was dazugehört, ist kaum zu beschreiben. Ausflügler drängelten an die Schiffe, in einer kleinen Bucht fütterten sie Schwäne, genossen die Sonne und den Sonntagsfrieden. Am Ende der Promenade, in Leuchtturmnähe, entdeckte ich ein schickes weißes Hotel, die Bedeutung des Pillauer Hafens zieht auch die Prominenz an. Etwas versteckt hinter einem Restaurant lag ein flaches Boot mit langer Ladefläche. Alexander fand heraus, das wäre die Fähre, die das Pillauer Tief zur Frischen Nehrung überquert, wenn wir Lust hätten, könnten wir mitfahren, in kurzer Zeit legt es ab. Das war der Höhepunkt meiner Träume. Erst vom Wasser aus ist die Breite zur Ostseeausfahrt richtig zu erkennen. Aus der Entfernung der tuckernden Fähre von der Wasserseite bündelten sich die gesamten Hafenanlagen zu einer Gesamtfläche.

Von hier draußen erkannte ich lange, schmale ungenutzte Piers. Irgendetwas drehte sich im Auge, im Kopf, es war wie eine Vision. Plötzlich erschienen die langen Piers wie vollgestopft, Schiff an Schiff mit schreienden, wimmernden Menschen. Was ging da wie eine Urgewalt in mir vor? Zwei Bilder sah ich deckungsgleich aufeinander, einmal das reale Bild, die schöne Pillauer Stadtansicht von der Fähre aus, darüber echt überlagert in Sekundenschnelle, die Flüchtlingsdramen, die sich in den Endkriegsjahren hier abgespielt haben. Tausende entfesselte Menschen, rücksichtslos prügelnd, verlassen ihre Flüchtlingsstrecks, werfen ihr Hab und Gut weg, nur um in einem der schwer umkämpften Rettungsschiffe Schutz zu finden. SDo schnell wie es gekommen war, verschwand dieses Bild. Waren das verdrängte Ereignisse und Erlebnisse der Vergangenheit? Waren die kreischenden Möwen daran schuld, die die Fähre umkreisen?

Bald nahm mich die Gegenwart wieder gefangen, als der Fähranleger von Neutief, dem kleinen Ort an der Spitze der Frischen Nehrung, auftauchte. Hallenartige Stahlkonstruktionen schimmerten durch hohe Baumkronen. Relikte früherer Zeiten? Kleine Fischerkaten reihten sich aneinander. Gerne wäre ich da ausgestiegen, aus Zeitgründen aber unmöglich. Stattdessen drängelten sich fröhlich lachende, sommerlich gekleidete Kinder und Jugendliche auf die Fähre, mit Fahrrädern, Taschen und Angelzeug ausgerüstet. Sie kehrten wohl von ihrem Sonntagsausflug nach Pillau zurück.

Tatjanas und Alexanders freundliche und ungezwungene Art zeigten, für beide bedeutete der ungewöhnliche Ausflug nicht nur Pflichterfüllung, sondern auch Vergnügen und Entspannung von ihrem Alltag. Unnötiges Gequatsche vermieden wir, jeder schaute sich die Umgebung auf seine Weise an und genoß die Glücksgefühle. Als wir die Promenade wieder erreichten, empfahlen meine Begleiter, unbedingt zum Pillauer Ostseestrand zu fahren. So ein Spaziergang mache Spaß, zeigt die Lebenslust der Menschen, sei wohltuend und erfrischend zuzuschauen. Ausgelassene Kinder und Badegäste tummelten sich im kühlen Wasser, sprangen den anrollenden Wellen entgegen, oder aalten, tobten und spielten im feinen, weißen Sand. Die lange, weit ins Meer ausgebaute Mole dient in erster Linie dem Küstenschutz und als Wellenbrecher. Aber den Spaziergängern bedeutet diese Mole weit mehr. Herrlich, bis ganz weit draußen zwischen Himmel und Meer zu wandern, sich frei zu fühlen, und nur dem Tosen der See und dem Wind ausgesetzt zu sein. Nur ein kleines Stück waren wir auf der Mole unterwegs, als sich ein ganzer Konvoi von Schiffen näherte. Mit Interesse verfolgten wir die Vorbeifahrt der Containerschiffe, Öltanker, vollbeladene Handelsschiffe, die zeigte, wie wichtig dieser Seeweg über den Seekanal nach Königsberg für die Wirtschaft ist. Ein langer, ereignisreicher Tag mit vielen Erkenntnissen neigte sich dem Ende zu. Ein wenig müde von der frischen Luft, schlenderten wir vom Strand und Mole zurück zum Parkplatz. Ich war so glücklich, mein Wunsch Pillau zu sehen, ging in Erfüllung.

Tatjana und Alexander brachten mich wohlbehalten in das Übernachtungshotel Daima, das Herr Scheer mir genannt hatte, zurück. Unterwegs, quer durch Königsberg, fuhren wir an verschiedenen Orten vorbei, die ich von früheren Reisen kannte, und es wert waren, sich daran zu erinnern. Tatjana begleitete mich bis zur Rezeption. Mit aufrichtigem großen Dank schloß ich sie in die Arme, eine bessere Begleiterin hätte ich mir nicht wünschen können. Sie erwiderte gerührt und bat: „Kommen Sie wieder nach Ostpreußen, in Ihr so geliebtes Heimatland. Sie haben noch Wünsche, die erfüllt werden müssen.“ Sie, Tatjana, begleitet mich gern.

Spät am Abend traf ich die Gruppe beim Essen im Hotel wieder. Annemarie erzählte ich von Pillau, wir tranken ein Bier, für das zweite Glas reichten die Rubel nicht, dafür holten wir von Herrn Scheer aus dem Bus zwei Flaschen für Euro und plauderten im Hotelzimmer weiter.

Montag, 20. August 2018

Wie immer morgens an den Abreisetagen herrschte ein wenig Hektik, bis das Gepäck verstaut ist, die Zimmerschlüssel abgegeben sind, ob nichts vergessen wurde. Heute stand uns ein langer Fahrtag bevor mit der Grenzkontrolle in Heiligenbeil. Das „Daima“ steht im südlichen Teil Königsbergs, im Stadtteil Ponath, dort wurde damals das bekannte Bier gleichen Namens gebraut. Es gab und gibt heute noch das Arbeiterviertel mit Wohnblocks oder hübsche Reihenhäuser, wer es sich leisten kann. Herr Scheer erklärte uns die Gegend und drehte mit dem Bus eine Runde zur Bestätigung. Dann stieg der Bernsteinverkäufer dazu, um letzte Geschäfte zu machen. Ob er wirklich etwas bis zur Grenze verkauft hat, weiß ich nicht, alle seine Stücke wanderten mehrmals durch die Busreihen.

Die Sonne schien, die Landschaft flog an uns vorbei. Es gab hübsche Ausblicke auf das Frische Haff, urige Fischerdörfer, auch windschiefe Katen. Dieser Teil der Moränenlandschaft wirkt wie Ostpreußen, das wir so lieben, der Streckenabschnitt am Haff ist zauberhaft. Kurz vor dem Grenzübergang füllte Herr Scheer seine Tanks propevoll, es dauerte lange, ehe der Vorgang beendet war. Ich bat Herrn Scheer, ob wir wenigstens einmal durch Heiligenbeil durchfahren könnten, der Marktplatz mit Kirche oder den Rest davon zu sehen, wäre mein größter Wunsch. Heiligenbeil reißt eine Wunde auf! Anfang Februar 1945 bei Kälte und Schneesturm übernachtete meine Familie und ich in der eiskalten Heiligenbeiler Kirche. Am nächsten Tag marschierten wir bei Rosenberg über das zugefrorene Frische Haff auf die Nehrung nach Narmeln. Ich wurde enttäuscht, nein, durch Heiligenbeil fahre er nie, lautete seine Antwort. Wir mußten uns beeilen, wer weiß, wie lange die Kontrollen am Grenzübergang dauern. Der Verkehr hatte mächtig zugenommen, Lastwagen an Lastwagen rollten heran, die Schlangen vor der Grenze wurden immer länger. Ab hier wehten die blauen EU-Fahnen mit den goldenen Sternen, hier befindet sich eine EU-Außengrenze, deshalb sind die Zollkontrollen aufwendiger und dauern um so länger. Es entstand ein großer Zeitverlust, ehe die Personen- und Paßkontrollen, Autopapiere und Gepäckdurchsichten erledigt waren, und die Zöllner endlich den Schlagbaum öffneten. Trotz der Verspätung hielt Herr Scheer am Intershop, einige Mitreisende brauchten günstige Zigaretten. Andere Waren, wie Parfum oder Spirituosen lohnten nicht zu kaufen, die sind in Deutschland billiger, und die Herkunft nachweisbar.

Die erste Stadt, die wir auf polnischem Gebiet anfahren, war Braunsberg an der Passarge, die ins Frische Haff fließt. Hier sind die Zerstörungen des 2. Weltkrieges noch sichtbar. Rund um die Kirche und Marktplatz

gibt es weite Flächen ohne Bebauung, in manchen Straßen Baulücken. Die polnische Verwaltung investiert wenig in Städten so nah an Rußlands Enklave. Natürlich gibt es kleine Geschäfte, kleine Handwerksbetriebe für die Bevölkerung, aber von Fortschritt keine Spur. Selbst die triste Landschaft der gebeutelten Region, spiegelt die Trostlosigkeit wieder.

Auf dem Weg nach Frauenburg gab es immer wieder freie Ausblicke auf das flache, weite Land, daß sich an den schilfgesäumten Ufern des Frischen Haffs ausbreitet. Der Wald bleibt auf der Straße unser ständiger Begleiter, bis die ersten Häuser von Frauenburg auftauchen. Das Hotel „Kopernikus“ fällt sofort auf. Direkt an der Hauptstraße reiht sich eine Sehenswürdigkeit an die andere. Der prachtvolle Dom, Kloster und Burg, dominieren mitten in der Stadt. Das Standbild des berühmten Astrologen Nikolaus Kopernikus überwacht die Vorplätze, Anlagen und Treppenaufgänge zum Kopernikus-Museum und Aussichtsturm. Diese bronzene Statue überstrahlt die Bedeutung Frauenburgs und bringt Ruhm und Glanz der gesamten Region am Frischen Haff.

Wirtschaftlich gesehen hat der Tourismus dieser Gegend zum Aufschwung, sogar Wohlstand verholfen. Der Fortschritt ist unübersehbar. Herr Scheer parkte den Bus unweit dieser Sehenswürdigkeiten, wir Besucher schwärmten aus, um in kurzer Zeit, so viel wie möglich anzuschauen. Als erstes wurden wir mit der schmachvollen Vergangenheit konfrontiert. Der Gedenkstein der zehntausende Flüchtlinge, die dem Krieg auf der Flucht über das Haff zum Opfer fielen.

Über Treppen und Gänge, die Andenken und Erfrischungen anbieten, erreichen wir den früheren Wasserturm, der zum Aussichtsturm umgebaut wurde. Im Untergeschoß residiert ein entzückendes, exklusives Cafe, ehe wir viele, viele Stufen, die geschickt an der Innenseite des Wasserturms installiert worden sind, mühevoll hinaufkletterten. Diese Anstrengung hatte sich gelohnt. Von hier oben, im zugigen Sommerwind, überwältigte uns ein grandioser Rundumblick. Der Dom und all die anderen historischen Backsteinbauten schienen zum Greifen nahe zu sein. Der große Kopernikus schrumpfte zum unscheinbaren Denkmal. Frauenburg, als Stadt, präsentierte sich im Gesamtbild zwischen grünen Bäumen und vielen roten Ziegeldächern. Mein schönstes Erlebnis von hier oben über der Stadt bleibt der weite Blick über das blaue Frische Haff, der schmale Streifen der Nehrung in der Ferne, der damals für viele Familien die Rettung bedeutete. Nicht sattsehen konnte ich mich an dem Anblick des Friedens und der Ruhe, der über der heutigen Landschaft liegt, wenn meine Gedanken in die Vergangenheit abglitten. Auch die Ausflugsdampfer, da unten an der langen Fährmole, weckten Erinnerungen. Welch ein Vergnügen, wenn die Schiffchen über das Frische Haff nach Kahlberg auf die Nehrung schipperten, winkte der rot-weiß geringelte Leuchtturm, bei der Rückkehr grüßten von weitem die hohen Domtürme. Beim Abstieg des endlosen Treppenhauses entdeckte ich an den Wänden, stufenweise, zahllose Fotos, die authentische Bilder zeigten von einstigen Schlössern, Herrenhäusern und Gütern namhafter ostpreußischer Adligen und Besitzer. Welch Reichtum an Kulturerbe ist mit dem Verlust Ostpreußens verloren gegangen.

Jeder der Scheer-Reisegruppe hat den Frauenburger Besuch auf unterschiedliche Weise erlebt, aber entzückt, beeindruckt und überaus begeistert ist jeder wieder in den Bus zur Weiterfahrt gestiegen. Bis zum nächsten Ziel Elbing führte unser Weg fast ausschließlich durch herrliche Waldgebiete, die Sonne schien, am Wegesrand gab es immer etwas zu sehen, was das eigene Interesse weckte. Auch ohne Halt zu machen, fuhren wir unterwegs an Orte und Stätten vorbei, die erwähnenswert sind. Tolkemit entwickelt sich gerade zu einem beliebten Touristenurlaubsort. Der neu aus dem Boden gestampfte Fähranleger fördert den Schiffsausflugsverkehr über das Frische Haff und nach Kahlberg.

An der 1000jährigen Eiche vorbei, führt der Weg nach Kadinen, einer der Sommerresidenzen Kaiser Wilhelm II. Ein bemerkenswert eigenes Gestüt soll er in Kadinen aufgebaut haben. Herr Scheer wies im Vorbeifahren auf die noch vorhandenen Stallungen hin. Das Herrenhaus, ebenso aus alter Zeit, aber sehr komfortabel umgebaut und renoviert, dient heute als Hotel. erinnert sich noch jemand bei der Ausfahrt von Kadinen an die alten, verrosteten, schrottreifen Fabrikanlagen? Dort entstanden einst die schönsten Teile der berühmten Majolika-Manufaktur. Die Belebung dieser Ton-Handwerkerkunst wäre durchaus möglich, nur diese Produkte entbehren der Nachfrage. Schlicht: sie sind unmodern. Noch haben wir Elbing nicht erreicht, aber von weit her sichtbar grüßt der Turm der Nikolaikirche.

Elbing war einstmals eine wirtschaftlich reiche Industriestadt. Die Schichau-Werft trug einen wesentlichen Teil dazu bei, ebenso die anerkannten Brauereien, die den Durst der vielen Arbeiter stillten. Viele andere, weltweit gefragte Güter stammten aus Elbing. Sicher trägt auch heute der Handel dazu bei, die Stadt erblühen zu lassen, sonst hätte der Aufbau der Altstadt nicht erfolgen können.

Am Elbekanal, der berühmten Anlegestelle der Oberländischen Kanalfahrten - Schiefe-Ebene-Schiffahrt - parkte Herr Scheer. Wir, Urlauber und Besucher, machen eine kleine Erkundungstour durch die Altstadt. Die Nikolaikirche betrachtete ich nur von außen, sonst wäre wenig Zeit für das Rathaus geblieben, hier sollte das gesamte Stadtbildmodell zu bewundern sein. Großartig, Elbing im Kleinformat vor sich zu sehen, mit alten Straßen, Plätzen und roten Hausdächern.

Ich erinnere mich, Elbing vor vielen Jahren in Trümmern, nur die Grundmauern der Häuser, vorgefunden zu haben. Heute stehen neue Giebelhäuser, nicht originalgetreu, aber in moderner Bauweise auf den alten Grundmauern. Die historische Altstadt ist aus den Trümmern rund um die Nikolaikirche neu entstanden. Der Anblick der Fassaden der bunten Giebelhäuser faszinierte gleichzeitig, so, wie die Idee des Aufbaus einer alten Stadt zu einem neuen Zentrum. In der Vergangenheit spielte das Markttor, oder auch Hohe Tor genannt, eine wichtige Rolle, es schützte Elbing mit der Stadtmauer vor ungebetene Eindringlinge. Heute lacht jeder Betrachter über den Bäckerjungen vor dem Markttor, aber nicht wegen seiner ernsthaften, wichtigen Tat, sondern weil die so fröhlich schauende kindgroße Statue so viel Heiterkeit ausstrahlt.

Der Abstecher Elbing war viel zu kurz,, aber eindrucksvoll genug, die wichtigsten Belange einer Stadt wahrzunehmen. Leider hatte sich das Wetter verschlechtert, der Wind piff um alle Straßenecken, wir waren froh, in den schützenden Bus zu steigen, um nach Danzig ins Übernachtungshotel zu fahren. Normalerweise hätten wir die Strecke schnell schaffen können, aber gleich nach der Elbinger Ausfahrt wurden wir jäh gebremst. Eine riesige Straßenbau-Baustelle behinderte den gesamten Verkehr. Schlangen von Lastwagen und Autos bauten sich auf zwischen Umleitungen, Baugruben, Sandbergen, Absperrungen. Wie sollte dabei normaler Verkehr funktionieren? Er funktionierte, aber langsam, sehr langsam. Jeder Fahrer wurde auf eine harte Probe gestellt. Nicht nur die Hauptstraße war überfüllt, auch von den Nebenstraßen drängelten die Fahrzeuge, um in den Hauptfluß zu gelangen. Als wir endlich die Nogat erreichten, war das Chaos perfekt. Eine neue Brücke, höher und länger, befand sich im Bau, deshalb erschwerten sich die Umleitungen erheblich und langsam. Trotzdem erstaunt es mich heute noch, wie diszipliniert sich sämtliche Fahrer verhielten. Natürlich gab es Staus und Behinderungen, aber der Verkehr blieb, wenn auch langsam, in Fluß.

Endlich, endlich kam Danzig, Gdansk, in Sicht, die bedeutende Marienkirche reckte den abgestumpften Turm über die Dächer der Stadt. Es dauerte eine Weile, bis wir auf dem entgegengesetzten Teil Danzigs im Hotel „Gryf“ ankamen, der Feierabendverkehr war einfach zu groß.

Ich wurde ganz aufgeregt vor Glück, wieder in Danzig zu sein. Mein Danzig, daß ich im Krieg, während unseres Aufenthalts auf der Flucht, wochenlang durchstreifte und mir alle Sehenswürdigkeiten anschaute. Undenkbar heute! Ein Tourist im Krieg! Im Vorbeifahren entdeckte ich gleich einige historische Gebäude, das Krantor an der Motlau, den Stockturm und das Hohe Tor an der Hauptstraße und gleich kam der wunderschöne, alte Bahnhof, der legendäre Treffpunkt meiner Familie im Krieg. Unübersehbar die Werft mit den Kränen, die während der Streiks der Werftarbeiter im Jahr 1980 weltweiten Ruhm erlangten.

Endlich, etwas außerhalb der Stadt, nicht unbedingt in einem der besten Viertel, hielt Herr Scheer vor dem Hotel „Gryf“. Ich staunte nicht schlecht, ebenso Helga Wohlgemuth: „Das kennen wir doch. Hier übernachteten wir vor Jahren?“ Tatsächlich! Was wir heute sahen, stand nicht im Vergleich zu damals. Uns empfing ein überaus elegantes, gut renoviertes, teils umgebautes Hotel. Angefangen von der Außenansicht, über Rezeption, Aufzug, Restaurträume und besonders die hochmodernen Gästezimmer mit Bädern, die ihresgleichen suchten. Welch ein Unterschied! Damals betraten wir ein heruntergekommenes, nicht sehr ansehnliches Hotel, mit schäbig abgewetzten Sesseln und Möbeln. Nicht alle Armaturen in den Badezimmern funktionierten. Hier machte es Freude zu wohnen und zu spazieren. Ein ausgezeichnetes Abendessen belebte alle Lebensgeister.

Herr Scheer machte den Vorschlag, Danzig einmal im abendlichen Lichterglanz bei einem Spaziergang zu entdecken und alle stimmten begeistert zu. Die Aussicht, den Langen Markt mit den prächtigen Patrizierhäusern, das Rathaus mit dem Neptunsbrunnen, und das Grüne Tor im angestrahlten Scheinwerferlicht zu bewundern, verlockte mich, den Rundgang mitzumachen. Ich zögerte, wegen meiner Fußprobleme würde mir die Gruppe davonlaufen, auf Rücksichtnahme durfte ich nicht bauen, die zwar immer versprochen wird, aber nie eingehalten werden kann. Ich wäre nur ein Hindernis für die Allgemeinheit. Voller Vorfreude machten sich alle auf den Weg. Ich trödelte vor dem Hotel herum, beobachtete wie rundum die Straßenbeleuchtung anging, die Umgebung in ein völlig anderes Licht tauchte, und beneidete die Stadtwanderer. Da kam Annemarie angelaufen, aus irgendeinem Grund hatte sie den

Abmarsch der anderen verpaßt, meinte aber, sie noch einholen zu können. Ich zeigte ihr die Richtung, sie lief los, ich zog mich in mein Hotelzimmer zurück.

Nach einer geraumen Weile klopfte es an der Tür, da stand Annemarie. Zu meinem Erstaunen berichtete sie, auf dem Weg in die Stadt sei sie von Männern bedrängt worden, sie fühlte sich belästigt und zog es lieber vor, ins Hotel zurück zu gehen. Eine gute Wahl, fand ich, es ist nicht ratsam, als Frau alleine durch eine fremde Stadt zu ziehen. Was machen wir nun mit dem angebrochenen Abend überlegte ich, um Annemarie ein bißchen aufzuheitern? Wir gingen ins Restaurant, dort bekommen wir sicher ein Bier. Auf den Schreck bestellten wir gleich zwei Wodka dazu, und Annemarie lachte wieder. Als ich mit einem 50er Schein zahlen wollte, verweigerte die Serviererin die Annahme, und tippte auf den Bon. Ich verstand nicht, auf dem Zettel stand 25,, also das Geld hätte locker gereicht. Was nun? Nochmals schaute ich ins Portemonnaie, da war noch ein 50er Schein, allerdings in einer anderen Farbe. Den akzeptierte die junge Dame anstandslos, gab sogar Wechselgeld zurück. Des Rätsels Lösung, beide Scheine stammten aus einer anderen Währung, Rubel und Zloty. Die Barfrau wollte natürlich den polnischen Schein. Wir beide empfanden die Situation sehr erheitend, was dazu führte, noch zwei Wodka zu bestellen. Das die Stadtpaziergänger zurückkehrten, merkten wir daran, daß Dörte mit ihrem Vater sich zu uns gesellten und Hunger verspürten. Zu essen gabs nichts mehr. Da kratzten wir alle noch vorhandene Zlotys zusammen, Dörte bekam dafür gerade mal eine Tüte Chips an der Theke, damit fing der Spaß erst richtig an, bis das Restaurant schloß.

Dienstag, 21. August 2018

Die Koffer verstaут, die meisten Fahrgäste saßen im Bus an diesem Morgen, die Reise konnte weitergehen bei blauem Himmel und Sonnenschein. Da bemerkte Herr Scheer zu seinem Schrecken, aus der engen Parklücke und der anschließenden Straßenbiegung war es unmöglich, mit dem langen Bus herauszukommen. Am Abend hatten zahlreiche Hotelgäste die wenigen Parkplätze so zugestellt, der Bus stand wie eingekellt dazwischen. Nach zentimeterweisen Hin- und Rückstößen und viel Geduld, gelang es Herrn Scheer endlich aus der Parklücke herauszukommen. An der Biegung wurde es gefährlicher, beim Vor- und Rückwärtsfahren hätte so mancher PKW beschädigt werden können. Unsere Männer halfen mit Anweisungen, Stopprufen, noch ein paar Zentimeter rechts oder links, vor oder zurück. Mit viel Geduld und viel Geschick manövrierte Herr Scheer den langen Bus aus der engen Gasse auf die Straße. Alles noch einmal gutgegangen. Nicht einen Kratzer trug weder der Bus noch ein PKW davon. Durch viel Beifall bedankten wir uns bei Herrn Scheer für die gelungene souveräne Aktion.

Durch die unvorhergesehene Verzögerung starteten wir später zur langen Tagesfahrt bis Stettin. An das versprochene Orgelkonzert in Oliva dachte keiner mehr, zu viel Zeit ging durch die Rangiererei verloren. Routiniert steuerte Herr Scheer den Bus durch Danzigs Straßen, über die Autobahn und Verbindungswege erreichten wir bald den Abzweiger in die Kaschubei, Richtung Karthaus. Eine liebliche, hügelige Landschaft breitete sich aus. Schwarzbunte Rinderherden grasten friedlich auf den Weiden. Wäldchen tauchten hier und da auf. Selbst einige Seen glitzerten in der Sonne. Kleine verträumte Dörfer lagen am Straßenrand, in den Gärten blühten überall verschwenderisch bunte Blumen. Diese Landschaft strahlte Ruhe und Geborgenheit aus. Vielleicht liegt das an dem besonderen Volksstamm, den Kaschuben, mit slawischen Wurzeln, die seit Generationen hier in der Kaschubei leben und arbeiten. Sie haben seit Jahrhunderten ihre eigene Kultur, ihre Sprache und ihr Brauchtum entwickelt und den nachfolgenden Generationen überliefert, die bis heute weiter gereicht und erhalten werden. In Karthaus gibt es eigens dafür ein Kulturzentrum, mit Ausstellungen von Bildmaterial, Büchern, die den Nachweis ihres Kulturerbes belegen. Besonders bewundernswert ist ihre Handwerkskunst, ebenso die traditionellen Stickereien in leuchtenden Farben, wie in ihren Blumengärten. So interessant auch die Geschichte der Kaschuben mit ihren Kulturwerten sind, niemals hätte ich eine so tiefe geistliche Verbindung zum katholischen Glauben erwartet, die Ausdruck findet in der Stiftskirche der Jungfrau Maria in Karthaus. Prächtiger und eindrucksvoller Gotteshäuser gibt es selten in ostdeutschen, jetzt leider polnischen Gebieten. Die Geschichte des Klosters und Kirchenentstehung sind nachlesbar im Prospekt, aber die Betrachtung der Schätze in der Kirche waren erdrückend eindrucksvoll.

Nach dem Stopp am Kulturzentrum wußten Helga und ich nicht so recht, was es noch Sehenswertes in Karthaus anzuschauen gäbe, bis wir den Hinweis erhielten, die Klosterkirche nicht zu verpassen. Entlang enger Straßen mit Kopfsteinpflaster und uralten, niedlichen Häusern, erreichten wir den Kirchenvorplatz, feilschten ein wenig mit den Frauen, die ihre wunderbaren Handarbeiten anboten. Kurzentschlossen kaufte Helga einen schönen Tischläufer als Mitbringsel. Erst dann betraten wir den unscheinbaren Eingang der Kirche, ehe wir bereit waren die paar Cent als Eintritt zu bezahlen. Welch ein Fehler! Durch unser Zögern,

oder unsere Unwissenheit, hätten wir ein Kleinod an Kunst, Ästhetik und Schönheit verpaßt. Ungläubiges Staunen erfüllte uns beim Anblick der Schätze an Kunstwerken. Das zartgliedrige Gewölbe des Hauptschiffs spannte sich schwerelos zwischen den Wänden. Die Bilder, Figuren, Säulen, die den gesamten Altarraum ausmachten, zeigten Meisterwerke von unschätzbarem Wert. Die Schnitzkunst am Chorgestühl ist unbeschreiblich schön. Die Künstler der damaligen Zeit konnten diese Meisterwerke nur durch Hingabe und Feingefühl vollenden. Einen Gesamteindruck, diese Kirche zu beschreiben, ist unmöglich. Ich bin überzeugt, die Besucher, die diese Kunststätte anschauen, werden in Ehrfurcht daran zurückdenken und sich in Dankbarkeit erinnern.

Nur ungern trennten wir uns von Karthaus, die Fahrt ging weiter über Stolp nach Köslin bis Stettin. Stunde um Stunde mit einigen Pausen saßen wir im Bus, betrachteten die Landschaft, immer wieder faszinierte der unendliche Himmel. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, brachte Erlebnisse in Verbindung mit dieser Gegend in Kriegszeiten. Gerade die pommerische Ostseeküste und deren Städte erlitten die schwersten Kämpfe und Zerstörungen. Die Spuren des Krieges sind längst überwunden, überall schauten wir auf blühende Landschaften, aufgebaute moderne, pulsierende Städte. Der Aufbau ist unübersehbar. Aber auch ganz einfache, wenig spektakuläre Dinge fielen uns am Wegesrand auf, in Abständen boten Honigverkäufer ihre Ware feil. Schon in Ostpreußen waren einige ganz wild darauf, Honig zu kaufen, es fand sich nie Gelgenheit. Jetzt aber zwangen wir Herrn Scheer förmlich dazu, an einem Honigstand anzuhalten, indem Helga Wohlgemuth drohte, nie wieder eine Reise mit ihm mitzumachen. Das half! Der Honigverkäufer machte das Geschäft seines Lebens, als der Bus vom Platz rollte, waren seine Regale leergeräumt, fröhlich winkte er uns nach. Herr Scheer meinte, allerdings scherzhaft, wir sollten ihm seinen schönen Bus nicht mit Honig vollschmierem. In rasanter Fahrt ging es weiter. Bis Stettin war es nicht mehr weit, der Verkehr auf den Straßen mittelmäßig, mit Zeitverlusten kaum zu rechnen. Doch eine Baustelle machte alle Pläne zunichte, langsam quälten wir uns vorwärts. Kurz vor Stettin ein riesiges Autobahnkreuz, aus allen Richtungen des Landes laufen die Straßen hier zusammen, der Verkehr verteilt sich neu. Die Verkehrsprobleme vor und in den Städten sind die modernen Tücken der Zivilisation. Endlich rollten wir über die große Oderbrücke in Stettin. Die Hafenanlagen quollen über, Schiffe wurden beladen, entladen mit Kohle, Schrott, Holz und sonstigen Gütern. Die Wirtschaft floriert in Polen dank der Häfen Stettin und Danzig.

Bei jeder Einfahrt in diese Städte wird der Besucher mit dem Hafen und dessen Betrieb konfrontiert. Wir aber hatten ein anderes Ziel, wir wollten bei einer Stadtrundfahrt das schöne, immer schon berühmte Stettin kennenlernen, die einst deutsche Metropole an der Ostseeküste. Der beste Ausgangspunkt sind die Hafenterrassen. Von der Oder hinauf führen, eingefaßt von einer breiten Säulenmauer, viele auseinander gezogene Treppenstufen empor. Oben rechts erhebt sich die alte, imposante Nikolaikirche mit hohem kupfereingedecktem Turm. Daneben reihen sich stolz, ebenso Backsteinbauten aus alter Zeit, das Observatorium für Seefahrer, die Akademie für Seeleute und ein Museum. Der Rundumblick ist überwältigend, einmal von oben von den Gebäuden oder von der Oder hinauf.

Bis zum Stadtzentrum erstecken sich breite Boulevards, protzige Geschäftshäuser, Büros oder Mietshäuser flankieren die Straßen, teils reich mit Stuck verziert, wenn aus alter Zeit. Die neuen Gebäude zeigen klare Linien und viel Glas. Die Länge und Höhe, oftmals fünf bis sechs Stockwerke, faszinierten mich, nur in wirklich großen Städten sind solche Maße Standard. Viel Grün belebte die Anlagen und Plätze. Alte Baumalleen, mit prächtigen Villen dahinter, zeugten vom einstigen Reichtum und Wohlhabenheit der Bürger Stettins. Scheinbar ganz neu, oder altes miteinbezogen (Teich), präsentierte sich ein wunderschöner Freizeitpark genau gegenüber dem alten, sehr prunkvollem Rathaus. Ein merkwürdiges, undefinierbares weitausladendes Metallelement zierte weite Rasenanlagen, die den Leuten Lagermöglichkeiten boten, oder Spielflächen, sogar ein Parkplatz war mitintegriert. Ein Luftballonstand in allen Farben und Formen schaukelte im Wind und lockte die Kinder mit begehrlchen Blicken an. Im Sonnenschein spiegelte der Platz pralle Lebensfreude wieder, lachende, fröhliche Kinder, Einwohner Stettins, genossen hier ihre Freizeit.

Unsere kurze Rundfahrt durch Stettin vermittelte uns einen Eindruck dieser schönen Stadt. Bestimmt gibt es mehr Orte, Plätze, Museen, andere Interessante Sehenswürdigkeiten, die es wert sind, aufzusuchen, anzuschauen, sie mit der Geschichte zu verbinden. Dazu gehört unbedingt, das einzig erhaltene, trutzige Stadttor, heute mitten in der Stadt gelegen, zu den Raritäten, ebenso das Stettiner Schloß, etwas abseits gelegen an einer breiten Ausfallstraße. Am Stadttor fuhren wir nur vorbei, aber in der Nähe des Schlosses gab Herr Scheer seinen Gästen Gelegenheit, zu Fuß zu laufen, um die guterhaltenen Gemäuer, Zinnen und Türme aus nächster Nähe zu bewundern. Im Sonnenlicht, aus der Ferne betrachtet, hoben sich die

Umrisse des Schlosses deutlich gegen den Himmel ab. Der Eindruck trügte nicht, vom hohen Turm bot sich den Schloßherren ein weiter herrlicher Blick über das Odertal.

Nach der langen Fahrt, den schönen Erlebnissen des Tages fuhren wir ohne Umwege in unser letztes Quartier, hoch über Stettin ins Hotel „Panorama“. Auch hier übernachteten Helga und ich öfter auf Scheer-Reisen in angenehmer Atmosphäre. Entspannt versammelte sich die Gruppe zum letzten gemeinsamen Abendessen im gemütlichen Speisesaal, plauderten über die harmonische Reise mit allen netten Teilnehmern, die sich gut zu einer Gemeinschaft gefügt hatten. Ein wenig wehmütig fiel jedem das Abschiednehmen schwer, aber ein paar Drinks halfen darüber hinweg. Bald löste sich die Runde auf mit: Gute Nacht und schlafen Sie wohl!

Mittwoch, 22. August 2018

Der letzte Tag unserer Ostpreußenreise brach endgültig an. Die Abfahrzeit vom „Panorama“-Hotel war auf 9 Uhr gesetzt. Am Frühstücks-Buffet langten alle kräftig zu, um gut gestärkt zu sein für die lange Heimreise. Bei Bernd bedankte ich mich herzlich, er hatte mir oft beim Koffertransport geholfen, der immer schwerer, dank Honigkauf, wurde. Von Stettin sahen wir nichts mehr, vielleicht ein paar Türme in der Ferne, denn Herr Scheer nahm eine günstige Umgehungsstraße, um dem großen Verkehr auszuweichen. Herr Scheer kannte sich gut aus, in dem Gewirr der vielen Straßen, Abzweigungen und Autobahnen bis Frankfurt/Oder, er wollte Zeit sparen, und heute möglichst gegen 18 Uhr in Wuppertal sein. Uns Passagieren blieb nichts anderes übrig, die stundenlange Fahrt durchzuhalten, als die abwechslungsreiche Landschaft zu genießen, den wolkenreichen Himmel anzuschauen, miteinander zu reden und zu lachen. Ab Frankfurt/Oder kamen wir auf der Autobahn Richtung Magdeburg noch schneller vorwärts. Der gesamte Verkehr hielt sich in Grenzen. Gegen Mittag machte Herr Scheer eine Pause auf einem Rastplatz in der Nähe Magdeburgs. Hier stiegen die ersten Gäste aus. Auf ein Mittagessen oder einen Snack hatte keiner der übrigen Gesellschaft Appetit, außerdem war es recht warm geworden, deshalb bestellte jeder ein leckeres Eis und setzte sich in den Schatten.

Es ist kaum zu glauben, aber wahr! Gegen 15 Uhr standen wir kurz vor den Toren Hannovers. Dementsprechend nahm der Verkehr mächtig zu. Ein Autofahrer hatte wohl nicht aufgepaßt, es gab einen Unfall, sofort bildete sich ein Stau. Herr Scheer ließ sich dadurch nicht beirren, er kannte sich im hannoverschen Straßennetz aus, nahm eine Umleitung und siehe da, tatsächlich, kurz vor 15 Uhr hielt der Bus auf dem ZOB-Gelände von Hannover. Die meisten Fahrgäste stiegen hier aus. Mit großem Hallo, guten Wünschen und Umarmungen begann das große Abschiednehmen. Jeder schnappte sich sein Gepäck und gemeinsam zogen wir zum Bahnhof. In der Information holte sich jeder seine Zugverbindung, jetzt hatten es alle eilig, nach Hause zu kommen. Bei den meisten klappten die Anschlüsse perfekt, in Richtung Hamburg fährt alle Stunde ein Zug. Sabine, Heidi und Carsten brachte ich zum Bahnsteig und winkte zum Abschied.

Plötzlich stand ich alleine da in der großen Bahnhofshalle, um mich herum fremde, hastende Menschen. Ich konnte nicht ahnen, so früh in Hannover anzukommen. Meine Fahrkarte hatte ich im voraus gekauft, und durfte damit nur einen bestimmten Zug nehmen. In einem Eiscafe am Bahnhofsvorplatz vertrieb ich mir die Zeit, bis ich endlich um 18.42 Uhr in den Zug nach Hamburg stieg. Dort konnte ich eine halbe Stunde später den Zug nach Flensburg nehmen. Müde und abgekämpft kletterte ich gegen 24.12 Uhr aus dem Taxi und schloß die Haustür auf.